

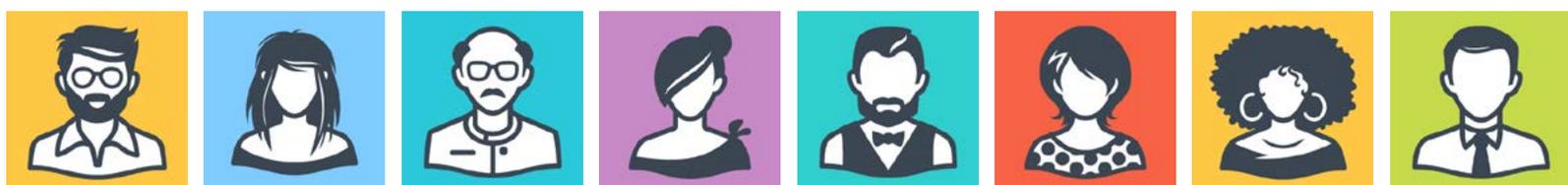
Sprachnachrichten



GENDERN



im Alltag



Für viele ist Gendern die eierlegende Wollmilchsau, um Geschlechtergerechtigkeit herzustellen. Die Formen des Genderns sind mannigfaltig, ungenormt. Doch *_/ : und alles, was da sonst noch in Zukunft erfunden wird, scheitert an den Anforderungen des Alltags. Im Supermarkt, an der Fleischtheke, an der Tankstelle, im Kindergarten – nirgends hat das Gendern Einzug gefunden. Es

hält auf, das Gegenüber versteht auch ohne, was gesagt wird. Im Alltag herrscht die Sprache vor, die Menschen natürlich sprechen, ohne Sprechpausen an Stellen, an denen sie mehr Fragen aufwerfen als Antworten geben. Sprache ist das Mittel, um miteinander zu kommunizieren, um sich auszutauschen. Wenn alles gendert werden muss, was uns im Alltag begegnet, bleiben die Informati-

onen auf der Strecke. Sie werden Opfer einer Ideologie, für die das „wie“ wichtiger ist als das „was“ – dabei ist das „was“ die Grundlage dessen, was wir brauchen, um Entscheidungen fällen zu können. Kunst und Kultur leben von freien Ideen, ein sprachliches Korsett wäre das Ende des Schaffens. Und wer im Autoradio Nachrichten hört, der braucht beim Rauschen von 120 km/h nicht auch noch die

Störung eines Gendersternchens, das von den Informationen ablenkt. Gendern zu Ende gedacht bedeutet keine Einbeziehung aller Geschlechter, und auch keine Geschlechtergerechtigkeit – statt dessen bedeutet es: Alles, was wir wahrnehmen, lesen, hören wird verwässert; an die Stelle von Informationen tritt das Bemühen, bloß niemandem auf die Füße zu treten. Wollen wir das?

Gesetze ohne Männer: Bundesjustizministerin Lambrecht führt die Kandidatenliste für den Sprachpanscher 2021 an	2
Gendern beim Theater: Joe Knipp, Leiter der Schaubühne Köln, über ideologischen Druck in der Schauspielerszene	4
Noch alles klar bei Audi?: Autobauer verspielt Vorsprung mit Gendersprache	9
Pseudowissenschaftliches Buch: Der Präsident des Instituts für Deutsche Sprache blamiert sich mit VDS-Kritik	18
Zusammen stärker: Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) und VDS beschließen Partnerschaft	22



Tobias Künzel

Der Prinzen-Sänger meint: „Das Gendersternchen ist nur ein Alibi. Keine Frau wird dadurch besser behandelt.“

Seite 3



Nikola Hahn

Die Schriftstellerin fühlt sich durch das Gendern in ihrer Arbeit beschränkt: „Es stiehlt mir meine Wörter.“

Seite 5



Anna Dobler

Für die deutsch-österreichische Journalistin geht Gendersprache zu Lasten der Information.

Seite 7

Sprachpanscher des Jahres 2021 gesucht

Abstimmung erstmals auch im Internet

Viele hätten es verdient – das zeigt die Zahl der Vorschläge zum Sprachpanscher 2021, die auch in diesem Jahr wieder in der VDS-Geschäftsstelle eingegangen sind.

Fünf von ihnen haben wir ausgewählt als diejenigen, die sich im vergangenen Jahr besonders wenig mit Ruhm bekleckert haben, wenn es um die deutsche Sprache geht.



Foto: Köhler/photothek

Bundesjustizministerin Christine Lambrecht hat einen Gesetzentwurf nur für Frauen vorgelegt. Schuldnerin, Geschäftsleiterinnen – das war selbst dem Bundesinnenministerium suspekt, es hat das Vorhaben gestoppt.



Auch Audi gendert munter weiter – so sehr, dass sie jetzt Anwälte bemühen müssen, um sich mit der Klage eines Mitarbeiters des Mutterkonzerns VW auseinanderzusetzen. Dieser will den Gender-Leitfaden, den Audi vorgestellt hat, stoppen – der VDS unterstützt ihn bei diesem Vorhaben.



Die Tageszeitung taz ist dieses Jahr ebenfalls wegen eines Gender-Missgriffs dabei: Zum Weltoilettag präsentierte sie in einem Artikel „Menschen mit Gebärmutter“. Selten wurden Frauen noch mehr missachtet und beleidigt.



Foto: Centonze/ec.europa.eu

Ursula von der Leyen ist nach 2014 ein zweites Mal auf der Auswahlliste. Die Jury bemängelt ihre sprachliche Haltung in der EU. In Brüssel spricht sie bei offiziellen Anlässen nur noch Englisch – obwohl es Profis gibt, die ihre Muttersprache Deutsch perfekt und ohne Flüchtigkeitsfehler übersetzen könnten. Ein Armutszeugnis, wenn man auf eine andere Sprache ausweichen muss, um sich anzubiedern.

KaDeWe

Schließlich steht in diesem Jahr noch das Berliner Kaufhaus des Westens (KaDeWe) auf der

Auswahlliste. *Department Store*, lokale *Brands*, *Experience* und *Limited Editions* gibt es hier zu bestaunen und zu kaufen – zumindest für die, die dieses Denglisch verstehen.



Bild: kirschkuermann.de

Die illustre Liste zeigt: Die Auswahl derer, die die deutsche Sprache weder schätzen noch pflegen, reißt nicht ab. Sprachpanscher kann dennoch nur einer werden. Abstimmen kann jedes VDS-Mitglied bis zum 30. Juli 2021, entweder über den beigelegten Stimmzettel oder auf der Internetseite unter: vds-ev.de/sprachpanscher

DER VORSITZENDE MEINT

Liebe Sprachfreunde,

wenn Sie mal schlechte Laune haben, machen Sie es so wie ich: Rechner an, VDS-Seite aufrufen und als kleinen Seelenbalsam die inzwischen weit über 30.000 Unterstützer (Tendenz stark steigend) unseres Protestes gegen die Sexualisierung der deutschen Sprache auf sich wirken lassen.

Vor allem die Berufe haben es mir angetan: Altenpfleger, Antiquitätenhändler, Archivdirektor, Astrophysiker, Bademeister, Bauzeichner, Berufsoffizier, Bestatter, Bildhauer, Blütenfotograf, Bootsbauer, Botschafter, Braumeister, Busfahrer, Dachdecker, Denkmalpfleger, Drehbuchautor, Eventmanager, Fahrlehrer, Fischer, Fleischereifachverkäufer, Floristin, Fluglotse, Förster, Galeristin, Gärtner, Gerichtsvollzieher, Gleisbauer, Goldschmied, Hausfrau, Hausmeister, Hebamme, Heilpraktiker, Hoteldirektor, Hubschrauberpilot, Hundefriseur, Imker, Indologe, Jazzmusiker, Justizvollzugsbeamter, Kameramann, Kaminkehrer, Kammerjäger, Kapitän zur See, Ka-

rosseriebaumeister, Kartograph, Kellner, Kfz-Lackierer, Kinderkrankenschwester, Klavierbauer, Klimaforscher, Konferenzdolmetscher, Kosmetikerin, Krankenhausapotheker, Kräuterfrau, Kriminalkommissar, Kunstmaler, Lackierer, Landschaftsgärtner, Logopädin, Lokomotivführer, Marktforscher, Metzger, Modellbauer, Müllmann, Museumsdirektor, Notfallsanitäter, Opernsänger, Oralchirurg, Ordensfrau, Orgelbauer, Parkettleger, Patentanwalt, Pilatestrainer, Porzellangestalter, Postbote, Pressesprecher, Putz-

Kein Ausweg ist aber die Rambo-Methode der Dudenredaktion ...

frau, Rettungssanitäter, Schankwirt, Schornsteinfeger, Sparkassendirektor, Spielzeugmacher, Stadtführer, Steinmetz, Steuerberater, Straßenbahnfahrer, Stuckateur, Suchtberater, Tagesmutter, Tanzlehrer, Tätowierer, Taxifahrer, Teesommelier, Tierpfleger, Tortendesignerin, Totengräber, Trauerredner, Webdesigner, Wirtschaftsprüfer, Yogalehrer, Zahnarzt, Zauberer, Zeitsoldat, Zoo-

direktor oder Zugbegleiter. Ein perfekter Querschnitt aller Menschen unseres Landes.

Aber es fallen noch andere Dinge auf. So notieren etwa auch Frauen als Beruf oft Autor, Kapitän oder Student, so wie eine Theaterangestellte, wenn sie sagt: Ich übe den Beruf des Bühnenbildners aus. Aber wenn man sie dann fragt: Was machst du denn beruflich? Dann sagt sie in der Regel: Ich bin Bühnenbildnerin.

Für mich ist das kein Widerspruch. Das ist eine von mehreren legitimen Möglichkeiten, um deutlich zu machen – wenn man denn darauf Wert legt – dass die einen bestimmten Beruf ausübende

Person weiblichen Geschlechtes ist. Ich könnte auch eine Kollegin mit Frau Professor anreden oder, wenn es mal einen weiblichen französischen Staatspräsidenten geben sollte, diesen als Madame Le President. Schwerer haben es da schon die Männer mit einem traditionell von Frauen ausgeübten Beruf wie Hebamme oder Tagesmutter. Mit etwas Kreativität findet sich sicher auch hierfür eine



Foto: Jürgen Huhn

Lösung. Kein Ausweg ist aber die Rambo-Methode der Dudenredaktion, allen Berufsbezeichnungen ein biologisches Geschlecht aufzuzunötigen. Der republikweite Protest dagegen zeigt, dass viele Sprecher des Deutschen noch Sprachgefühl besitzen. Um klarzustellen (für die Langsamdenker unter uns), dass diese Sprecher mindestens zur Hälfte Frauen sind, hätte ich auch „Sprecher und Sprecherinnen des Deutschen“ sagen können. Das entscheidet aber jeder besser für sich selbst und nicht die Dudenredaktion.

Ihr Vereinsvorsitzender

Jürgen Huhn

Tobias Künzel

Gendern nimmt der Sprache die Ästhetik

„Gendern? Nicht mit uns!“ – den Duden-Aufruf des VDS haben viele Künstler unterschrieben: Schriftsteller, Theaterleute, Journalisten und Musiker. Zur letzten Gruppe zählt auch der Sänger und Produzent Tobias Künzel, einer der Frontsänger der Musikgruppe „Die Prinzen“.

Herr Künzel, darf ich als Frau eigentlich einen Ihrer größten Erfolge ungegendert mitsingen: „Ich wär so gerne Millionär“?

Gute Frage ... eigentlich ja nicht (lacht). Es ist ja auch ein persönliches Lied von Sebastian Krumbiegel aus der Zeit, als seine Eltern ihm jeden Monat noch 20 Mark zugesteckt haben, damit er irgendwie über die Runden kommt. Wenn man sich als Frau in den Körper von Sebastian hineinversetzen kann: Klar!

Sprache ist ja heutzutage mit vielen Fallstricken verbunden, so scheint es zumindest. Sie haben unseren Duden-Aufruf unterschrieben – wieso?

Weil ich glaube, dass keine Frau auch nur einen Deut besser behandelt wird, wenn man ein Sternchen oder ein „innen“ dranhängt, das ist nur ein Alibi. Die Gleichwertigkeit von Frau und Mann muss eine moralische und innere Verpflichtung sein, dafür müssen wir kämpfen – nicht mit Wortvergewaltigungen. Ich bin in der DDR groß geworden, ich habe ein natürliches Misstrauen gegen alle Vorschriften.

Sie empfinden also das, was der Duden da beschlossen hat, als Vorschrift.

Als Willkür, ja. Es gibt ja Dinge, die sich im Sprachgebrauch ändern, zum Beispiel, dass aus „deinetwegen“ „wegen dir“ geworden ist, aber dass Sprache beschnitten wird, ohne dass es ein natürlicher Vorgang ist, das finde ich nicht richtig. Sprache ist etwas, das sich entwickeln muss.

Die Verfechter des Genderns führen ja gerade das ins Feld: Eben dass sich Sprache gerade angeblich ändert. Wie realitätsnah empfinden Sie das in Ihrem alltäglichen Sprachgebrauch?

Wenn ich es denn mal mitkriege, dass jemand das im Alltag wirklich benutzt, dann berührt mich das eher unangenehm. Aber das ist bisher nur zweimal vorgekommen und es wirkte auf mich auch wie verordnet und nicht natürlich. Schauen wir mal auf die alten

Filme der 70er mit Ilja Richter und Roy Black. Da hieß es „dufte“ und „knorke“, eine Frau war eine „Biene“. Das klingt heute extrem altmodisch, so sprechen wir nicht mehr. Aber dass wir heute anders reden hat sich ganz natürlich entwickelt. Sprachentwicklung kann man nicht vorschreiben. Wenn Gendern Einzug in die Umgangssprache hält, dann ist es auch Zeit, die Regeln – auch im Duden – zu ändern, aber nicht vorher. Die Reihenfolge stimmt im Moment einfach nicht.

Mal hin zur Musik: Ein Lied will ja flüssig gesungen werden. Was heißt es für Künstler wie Sie, wenn gendert wird? Hat es Auswirkungen aufs Texten?

Bei mir nicht, aber ich glaube, es gibt bald bestimmt ein Lied, was das Ganze auf die Schippe nimmt und dann das Heitere und die Absurdität dieser erzwungenen Sprachkultur beleuchtet. Denn das Gendern nimmt den Rhythmus und die Ästhetik aus der Sprache raus.

Denken Sie denn beim Texten überhaupt an Geschlechtertypologien?

Wenn ich ein Lied habe wie „Unsere besten Zeiten fangen heute an“, dann sind alle mit einbegriffen, da denke ich nicht ans Geschlecht. Wenn ich ein Lied nehme

Sprache ist ein Geschenk.

wie „Der Mann im Mond ist ein Mädchen“, das auf dem aktuellen Album drauf sein wird, dann denke ich dabei an ein Mädchen. Aber das ist eben textabhängig.

Könnte Gendern, wenn es in dieser Form weiter forciert wird, das Ende der Kunst bedeuten?

Nein, das glaube ich nicht. Aber ich glaube, dass es kurz davor ist, dass sich kreative Leute damit befassen, um die Absurdität aufzuzeigen, die es mit sich bringt. Ich bin ja viel in England unterwegs, und wenn ich den Menschen dort erzähle, dass es in Deutschland einen „teacher“ und eine „teacherin“ gibt, dann wissen die nicht, was ich meine.



Tobias Künzel singt bereits seit Kindertagen – er war, wie auch andere Mitglieder der Gruppe „Die Prinzen“ Mitglied im Thomanerchor. An der Musikhochschule Leipzig studierte er Schlagzeug und Gesang, spielte danach in mehreren Bands Schlagzeug und war für viele Kompositionen und Texte verantwortlich. Seit 1991 ist er bei den „Prinzen“, wo er seitdem einer der Frontsänger ist und Lieder wie „Alles nur geklaut“ getextet hat, die von Annette Humpe produziert wurden. Außerdem produziert er selbst im eigenen Tonstudio andere Künstler und Hörspiele, hat aber auch Musik und Texte, wie die für die Kindersendung „1, 2 oder 3“ oder mehrere Musicals geschrieben, die unter anderem in Leipzig, Berlin, Hamburg und London aufgeführt wurden.

Foto: Tine Acke

Ich kenne viele junge Frauen, die das Gendern ebenfalls ablehnen und albern finden, und das berührt mich auch ein bisschen.

Aber dennoch wird uns ja von einer akademischen und medialen Blase immer wieder gesagt, wie richtig es doch ist, vermeintlich gendergerechte Sprache zu nutzen ...

Ich glaube, dass da ganz viel Angst mitschwingt, politisch inkorrekt zu sein, wenn man nicht gendert und leider auch Angst davor, dass man in die rechte Ecke gedrängt wird. Ich bin froh, dass ich Sänger bei den Prinzen bin, denn bei uns ist klar, dass wir nicht rechts sind, sondern einfach nur die deutsche Sprache pflegen. Mir geht es darum, respektvoll und vernünftig miteinander und auch mit der Sprache umzugehen. Ich finde, dass Frauen zum Beispiel wirklich genauso viel verdienen müssen wie Männer im gleichen Beruf statt ein halberherziges „*innen“ hinten dran zu hängen. Das ist viel wichtiger, als die Sprache zu verhunzen und willkürlich Dinge zu ändern. Ich möchte einfach kein schlechtes Gewissen eingeredet bekommen, wenn ich „Lehrerzimmer“ oder „Arztpraxis“ sage. Weil es ganz normal ist, dass auch die Schuldirektorin im Lehrerzimmer sitzt.

Sie sind ja generell ein Freund der deutschen Sprache, sie singen auf Deutsch – war das eine bewusste Entscheidung?

In der DDR wurde Rockmusik nur auf Deutsch gesungen. Wenn man erfolgreich sein und im Radio gespielt werden wollte, musste man deutsch singen. Für mich war das nicht schlimm, denn ich denke deutsch und ich fühle deutsch. Da ist es für mich ganz natürlich, auch auf Deutsch Texte zu schreiben. Ich könnte auch auf Englisch schreiben, weil ich wie gesagt viel und sehr gern in England unterwegs bin; aber da fehlt mir das letzte Quäntchen muttersprachliches Gefühl.

Dennoch hat es aber ausgereicht, um mit einem Augenzwinkern „Be cool speak Deutsch“ zu schreiben.

Das Lied hat Frank Ramond geschrieben, ein ausgezeichnete Wortakrobat. Er hat es uns angeboten und wir haben es interpretiert. Das ist ja auch so ein Ding, diese deutsch-englische Sprachmischung: Da muss man auch gucken, was bleibt und was sich durchsetzen wird und was sinnvoll ist.

Was ist denn Ihr Wunsch: Wie sollten wir mit unserer Sprache umgehen?

Liebevoll. Sprache ist ein Geschenk. Man kann mit ihr mehr verletzen als mit Schlägen und Gewalt, man kann aber auch viel Gutes bewirken. Deshalb muss man mit ihr liebevoll und auch respektvoll umgehen.

Das Interview führte Dorota Wilke.

Gendersternchen – so ein Theater

Von Silke Bollhorst

Gendersprache, Gendersternchen, gendergerechte Sprache ... ich blicke nicht mehr durch. Als Schauspielerin ist eine grammatikalisch korrekte und saubere Aussprache unerlässlich. Ich gebe zu: Diese Sternchen bringen mich aus dem Konzept. Meine Zunge verknotet sich dabei, Wörter mit Sternchen auszusprechen. Wenn ich sie schreibe, muss ich dreimal kontrollieren, ob es so korrekt ist.

Ich habe den Sinn und Zweck verstanden, letztlich geht es um Respekt und die Gerechtigkeit, um

die Gleichstellung von Mann und Frau. Wichtig, richtig, unbedingt notwendig, ohne Wenn und Aber. Doch, es gibt ein „aber“: Ich finde, unsere Sprache wird dadurch unschön verändert und verkürzt. Alles muss immer schneller werden, alles wird optimiert. Warum unsere Sprache?

In der Kunst- und Kulturszene begegnen mir mittlerweile Menschen, die das Gendern nahezu heroisch betreiben und jeden öffentlich korrigieren und manchmal respektlos belehren, der dies nicht tut. Ist das Sinn der Sache? Es geht doch um den Respekt voneinander und miteinander, sich auf

Augenhöhe zu begegnen. Erreicht man dies durch ein gegenseitiges Belauern, ob das Gegenüber eventuell sich nicht ganz korrekt ausdrückt?

Erreicht man durch Sternchen wirklich Gleichberechtigung? Ist es nicht wichtiger, dass die Gleichberechtigung von Mann und Frau sich in Taten, anstatt in Wörtern manifestiert? In Chancengleichheit, gleicher Bezahlung, Arbeitsteilung im privaten Bereich. Erreichen wir die Gleichberechtigung in den Köpfen? Ganz ehrlich? Ich weiß es nicht.

Vielleicht bin ich auch nur altmodisch, neuen Dingen gegenüber

nicht aufgeschlossen genug, vielleicht habe ich den Sinn auch nicht wirklich verstanden.

Ich werde es sprachlich jedenfalls auch in Zukunft so handhaben, wie ich es als respektvoll empfinde. Ich werde meine Zuschauerinnen und Zuschauer begrüßen, mich mit meinen Freundinnen und Freunden treffen und mit Kolleginnen und Kollegen arbeiten. Die Zeit nehme ich mir.

Silke Bollhorst (49) ist freiberufliche Schauspielerin, Theaterpädagogin, Regisseurin und Mitinhaberin des Bremer Tournetheaters.

Ein Wettkampf der Ungesehenen, Diskriminierten, Beleidigten

Im Dezember 2020 gab es in der Kölner Kulturszene ein großes Thema: Ein neuer Intendant für das Schauspiel Köln sollte her. Einige bekannte Künstler schickten Henriette Reker, der Oberbürgermeisterin, einen Brief – man möge sensibel bei der Neubesetzung vorgehen. Joe Knipp, Künstlerischer Leiter der Schaubühne Köln, verweigerte seine Unterschrift.

Herr Knipp, Sie sind ganz schön abtrünnig, oder?

Abtrünnig ist ein guter Begriff. Ich habe in der Vergangenheit schon immer besondere Ansichten gehabt. Als andere Kollegen sich darauf konzentriert haben, mit möglichst vielen technischen Hilfsmitteln auf der Bühne zu arbeiten – wie zum Beispiel Videoeinspielungen – habe ich die Sprache im Mittelpunkt der Arbeit belassen. Was mich konkret gehindert hat, diesen Brief zu unterschreiben, war die lächerliche Sprache, die dort auftauchte. Es wurde eine Intendanz gefordert, die „Frauen*, trans*, inter* und queere Akteur*innen of Color“ repräsentieren soll. Ich hab das zuerst für einen Witz gehalten.

Wie soll denn wohl so eine Person aussehen?

Das hab ich mich auch gefragt. Es werden Menschenbeschreibungen hergestellt, die immer enger werden – das ist gefährlich, das ist eine neue Art von Rassismus, der da um sich greift, mit dem ich mich nicht identifizieren kann. Ich habe mich deswegen sehr ge-

wundert, dass viele Kollegen diesen Brief trotzdem unterschrieben haben.

Offenbar ging es also nur um die geschlechtliche Wahrnehmung des Stelleninhabers, aber nicht um die Qualifikation ...

Genau. So jemand sollte doch in der Lage sein, ein Ensemble zusammenzuhalten, und einen guten Spielplan aufzustellen, einer, der die Fragen unserer Zeit auf die Bühne bringt, ohne dass nur noch Didaktisches gespielt wird. Seine geschlechtliche Identität ist zweitrangig.

Dabei sind die Ziele von Genderbefürwortern ja durchaus positiv



Joe Knipp (66) ist Autor, Theaterregisseur und Theaterleiter. Seit ihrer Gründung 1987 ist er Künstlerischer Leiter der Schaubühne Köln (bis 2020 im Theater am Sachsenring). Er erhielt für seine Musik und seine Theaterarbeit mehrfach Preise; begründete mit dem Vorstand der Kölner Theaterkonferenz die erste Theaternacht in Deutschland; engagiert sich in der Schauspielerausbildung.

<https://knipp-und-klar.blogspot.com>

www.schaubuehne-koeln.de

Foto: Barbara Siewer

besetzt: Geschlechtergerechtigkeit ist ein wichtiges Ziel – aber wie realistisch ist diese Forderung, wenn Sie sich im normalen Alltag der Theaterwelt umsehen?

Kunst öffnet Horizonte, und wenn es um Sichtbarmachung geht, dann kann ich das verstehen. Wir leben in einer Welt, von der die Menschen glauben, dass sie immer unüberschaubarer wird – deswegen hängen so viele Verschwörungstheorien an: Sie wollen die Welt erklärbar machen. Das hat aber den Nebeneffekt, dass sie sich nicht mehr als Individuum wahrgenommen fühlen. Die Gender-Ideologen machen daraus einen Wettkampf – sie wollen den besten Platz ergattern unter den Ungesehenen, Diskriminierten, Beleidigten. Das ist ein verhängnisvoller Wettlauf.

Gibt es denn schon Stücke, die so verändert worden sind, wie viele Genderbefürworter es gerne hätten?

Das habe ich noch nicht erlebt. Die Theaterleute, die sich dieser Ideologie verschrieben haben, mer-

ken schnell, dass man Texte von Shakespeare, Goethe und Schiller nicht einfach so gendern kann. Das Resultat dieser Überlegung ist: Dann können wir diese Stücke eben nicht mehr spielen. Oder: Wir müssen die kulturelle Aneignung überwinden, dann können eben nur noch Chinesen in „Der gute Mensch von Sezuan“ mitspielen. Oder nur ein Däne kann Hamlet spielen.

Theater sind doch eigentlich perfekt, um neue Welten zu erproben und alles zuzulassen – warum haben trotzdem so viele diesen Brief an Frau Reker unterschrieben?

Viele haben Angst, wenn sie sich nicht beugen, nicht mehr als fortschrittlich zu gelten – und sie haben Angst, ihren Job zu verlieren. So weit ist es schon gekommen. Es ist ein großer, öffentlicher Druck geworden. Ich weiß nicht, woher diese Angst kommt, einen falschen Schritt zu machen, daneben zu treten, etwas Falsches zu meinen. Viele unterwerfen sich, damit sie wieder auf der „richtigen Seite“ stehen.

Was heißt das für die Kunst, für die Theater?

Wenn wir nicht wieder auf die Suche gehen, uns Freiheiten nehmen – wie es das Wesen des Theaters ist – sondern uns nur noch reglementieren lassen, dann wird das Theater seines Kerns beraubt.

Das Interview führte Dorota Wilke.

Haltet den Dieb! oder: Was ich als Autorin übers Gendern denke

Von Nikola Hahn

Um es vorweg zu sagen: Ich reagiere zunehmend gereizt auf die gender-ideologische Beschneidung meiner sprachlichen Autonomie. Unbedarft mögen einwenden, dass in Geschichten und Gedichten keine Gendersternchen vorkämen, aber das stimmt nicht: Selbst Amanda Gorman (die junge Lyrikerin, die „The Hill We Climb“ bei der Amtseinführung von Joe Biden vortrug) ist nicht gefeit vor nämlichem Sternenglück in ihrem jüngst recht holprig ins Deutsche gegenderten Werk. Leider, und damit komme ich zu meiner eigenen Schreibe, beschränkt sich Gender-Mainstreaming nicht auf Sonderzeichen, sondern räumt ungefragt meinen Werkzeugkasten aus, stiehlt mir Wörter, die ich mit Sorgfalt hineingepackt habe, weil ich sie handwerklich brauche, ihren Klang mag oder die Nuancen schätze, mit der sie sich vom Nachbarn unterscheiden.

Für meine historischen Romane recherchiere ich gerne alte Ausdrücke, um die Atmosphäre vergangener Zeiten einzufangen: Das Fahrrad war einst ein Veloziped, der Gehweg – selbst in meiner Kindheit noch – das Trottoir, und das elegante Bureau mutierte zum biedereren Büro. Der Backfisch und das Fräulein sind veraltet, Wörter wenden sich: Ein Weib zu sein galt in historischer Zeit mitnichten als Schmähung. Das alles ist der normale Gang der Dinge: Sprache lebt! Und als Schriftstellerin stecke ich mitten drin in diesem prallen Leben, spiele, schwätze, schweige, schwitze, schwimme

in einem Wörtermeer, in dem Begriffe geboren werden, wachsen, sich wandeln und vergehen. In der Regel geschieht das in einem Rhythmus, der mir Zeit für einen kreativen Umgang lässt; ich kann Altes und Neues gegeneinander setzen, Charaktere erschaffen, die reizen, rebellieren oder brav ihre Pflicht tun. Dafür brauche ich meinen Wörterwerkzeugkasten, der

„Lesende mit Empfindlichkeit“

über Jahrzehnte organisch gewachsen ist. Gender-Mainstreaming hat hingegen ein anderes Rezept: Das Menü einer Minderheit, die ihre vorgeblich vernünftigen Zutaten zu einem freudlosen Fertigbrei zusammenmixt, wird mir aus dem Elfenbeinturm heraus serviert, ohne dass ich die Chance hätte, das Zeug nachzuwürzen oder es bei Brechreiz in die Tonne zu kippen.

Ich habe mich beim Schreiben nie auf Genres festgelegt, weil ich Schubladen nicht mag – vielleicht bin ich deshalb so verschnupft über das Schwarzweiß dieser moralisierenden Minorität, die nur vorgibt, bunt zu sein und keinen Sinn für Ästhetik und Zwischentöne hat. Wollte ich auch fürderhin als zeitgeistig gelten, solle ich, so rät das sich stolz und ständig erweiternde Genderwörterbuch „geschicktgendern.de“ statt „Jemand, der –“ besser „eine Person, die –“ schreiben. Ob irgendeine Person dieser Sprachpanscher*innen mal außerhalb ihres Turms eine Sekunde lang darüber nachgedacht hat, dass im Reich der Fantasie ein Jemand auch als Geist oder Monster daherkommen kann – oder als

Gänseblümchen, das lacht oder leidet, weil die Autorin wahlweise ein Kindermärchen oder eine Allegorie schreiben will?

Gender-Mainstreaming ist ein rappelvoller Rucksack, in dem Sterne und Striche durcheinanderpurzeln, gestohlene Wörter zum Schreddern und radikalfeministische Richtlinien gesammelt werden, die Unwissende wie mich darüber belehren, dass Geschlechter konstruiert seien und gefälligst überall sichtbar gemacht werden müssten. Mein naiver Einwand, dass der verpönte „Jemand“ diese Aufgabe bereits bravourös erfülle, wird mit einem Ratgeber über „Sensitivity Reading“ gekontert. „Lesende mit Empfindlichkeit“ gehören sogenannten vulnerablen Gruppen an, und es gibt sie nicht nur fürs korrekte Gendern, sondern auch für Schwarze, Transpersonen und andere Marginalisierte, die sich als Opfer fühlen.

Gegen Honorar untersuchen sie mein Geschreibsel geschlechtergerecht auf verborgene Mikroaggressionen und geben mir schlaue Tipps, wie ich künftig sensibler über Personen mit Diskriminierungserfahrungen zu schreiben hätte. Noch besser wäre es allerdings, wenn ich als alte weiße Cis-

Schriftstellernde gar nicht mehr über diese Gruppen schriebe, da mir dafür der persönliche Erfahrungshorizont fehle.

Der logisch denkende Schweinehund in mir wagt zu widersprechen: Müsste das dann nicht auch für Texte über Männer, Monster und Gänseblümchen gelten? Doch, halt: Das Geschlecht von Männern und Monstern könnte ich ja dekonstruieren; bliebe also mein Maßliebchen, das angesichts der Zunahme trostloser Schottergärten womöglich bald auf der Roten Liste stehen und somit einer Opferkategorie höherer Hierarchie zuzurechnen sein wird. Wie sollte ich als Mensch ein Schimmer davon haben, was Bellis perennis fühlt, wenn ihm Papa mit dem Rasenmäher und Mama mit dem Unkrautstecher zu Leibe rücken und ihm kurz vor der Exekution auch noch das Kind von der Schaukel herunter mitten ins Gesicht springt? Die Sache sei zu ernst, um Witze darüber zu machen, kriege ich zu hören. Stimmt. Aber Sprachen sind nun mal genauso geschlechtergerecht wie die Mittelmeersonne, die Otto gute Laune und Lisa eine Mallorca-Akne verpasst.

Mein Fazit als Schriftstellerin? Im Garten fleißig die Gänseblümchen gießen.



Nikola Hahn (Jahrgang 1963) arbeitete als eine der ersten Frauen bei der Hessischen Bereitschaftspolizei und war u. a. Ermittlerin in den Bereichen Geldfälschung, Tötungsdelikte, Raub und Erpressung. Seit 2017 lehrt sie an der Hessischen Hochschule für Polizei und Verwaltung. Nebenberuflich arbeitet sie als Lokaljournalistin und bei der Hessischen Polizeirundschau, dazu ist sie Autorin – sie publiziert Lyrik, Märchen, Kurzprosa und Romane. Foto: privat



Gegenderte Literatur – erste Versuche gibt es bereits, vor allem in der Belletristik. Doch wie sieht es aus, wenn ein Klassiker gegendert wird? **Prof. Dr. Wolfgang von Niessen** hat als Experiment die ersten drei Verse von Schillers „Die Bürgerschaft“ gegendert – optisch wie sprachlich aus VDS-Sicht eine ziemliche Zumutung.

Foto: @steinerm1 via Twenty20

* Schiller mit Sternchen

Zu Dionys, dem*r Tyrann*in,
schlich Mörös,
den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher*innen
in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!“
Entgegnet ihm finster der*die Wüterich*in.
„Die Stadt vom*n Tyrann*in befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“
(...)
Und er kommt zum Freund*in:
„Der*die König*in gebeut,
Dass ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben,

Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester*Bruder
dem*der Gatt*in gefreit,
So bleib du dem*der König*in zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“
Und schweigend umarmt ihn*sie
der*die treue Freund*in
Und liefert sich aus dem*der Tyrann*in
Der*die andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er*sie schnell mit dem*der Gatte*in
die*den Schwester*Bruder vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er*sie die Frist nicht verfehle.

Justizia und der Genderstern

Von der Bedeutung der sprachlichen Präzision für den richtigen Umgang mit dem Recht

Von Kyrill-A. Schwarz

I.
„Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ – So einfach formuliert das Grundgesetz in christlich-abendländischer und in humanistischer Tradition die Begrenzung staatlicher Herrschaft; indes muss das Schutzobjekt bestimmt sein, wenn die Garantie nicht bloße Verfassungsliturgie ohne materiellen Gehalt sein soll. Wählt man nun eine Juristen geläufige Interpretation – nämlich die Wortlautinterpretation – und reichert diese um den Aspekt der Geschlechtergerechtigkeit an, so könnte man zu einem fatalen Ergebnis kommen: Bezugspunkt der Würde ist danach „der Mensch“ – eine maskuline Umschreibung, die bei einer „modernen“ Interpretation nur männliche Menschen umfasst und damit die Hälfte der Bevölkerung ausschließt. Das ist nicht intendiert; der Schutzzumfang soll umfassend sein und lässt sich – insoweit ist der Wortlaut zugleich auch die Grenze jeder Interpretation – nicht auf den Satz „Die Würde der Menschheit ist unantastbar.“ reduzieren, ohne ihr einen gänzlichen anderen Gehalt beimessen zu wollen.

Vor dem Hintergrund des unstrittigen Befundes, dass Recht nur durch Sprache erfasst, vermittelt und angewendet werden kann und des sich daraus ergebenden Zusammenhangs von Sprache und Recht, wird eines deutlich: Die Qualität des Rechts – und dies gilt natürlich auch und gerade für die akademische Ausbildung – hängt von der Qualität der Sprache ab; die Kenntnis der (korrekten) Sprache ist notwendige Voraussetzung für einen erfolgreichen Umgang mit dem Recht. Die Schwierigkeiten ergeben sich aus der Mehrdeutigkeit von Wörtern, ihrer Ungenauigkeit und ihres einem Wandel der Wertvorstellungen unterliegenden Gehalts. Vor diesem Hintergrund ist es gerade eine rechtsstaatlich gebotene Forderung, dass gesetzliche Regelungen ein solches Maß an Bestimmtheit aufweisen müssen, dass zum einen der Einzelne sein Verhalten an den ihn betreffenden Normen überhaupt ausrichten kann und dass zum anderen der Gesetzgeber gehalten ist, Gegenstand, Inhalt, Zweck und Ausmaß der jeweiligen Regelung selbst in einer diesen Vorgaben gerecht werden-

den Weise zu bestimmen. Normenklarheit und Normenwahrheit sind ebenso Verfassungsgebote wie die Widerspruchsfreiheit einer Rechtsordnung.

II.
Wie aber verhält sich der Jurist zur Sprache? Nimmt er sie als etwas Gegebenes hin oder handelt es sich mehr um einen offenen Prozess, der auch gesellschaftliche Wandlungen aufzunehmen in der Lage ist? Ist die Sprache gar etwas Normierbares und kann mit Gesetzeskraft verbindlich vorgegeben werden? Aus der Perspektive des Verfassungsrechts ist die Antwort zunächst sehr einfach: dem Grundgesetz können keine Vorgaben über die sprachwissenschaftlich richtige Schreibweise der deutschen Sprache entnommen werden; allerdings bedeutet diese Abstinenz nicht, dass die Rechtschreibung nicht zum Gegenstand staatlicher Regelungen gemacht werden könnte. Der Staat könnte – ohne hierzu ausdrücklich in der Verfassung ermächtigt zu sein – sich durchaus dem Ziel einer gendergerechten Rechtschreibung annehmen, solange und soweit er dabei die verfassungsrechtlichen Rahmenvorgaben respektiert. Das bedeutet zunächst, dass der Staat jedenfalls dann, wenn er in grundrechtlich geschützte Positionen – wie beispielsweise die durch Art. 5 Abs. 3 GG Freiheit von Forschung und Lehre – eingreifen möchte, er die Verwendung einer bestimmten Sprache nur auf gesetzlicher Grundlage und auch dann nur bei strikter Wahrung des Verhältnismäßigkeitsgrundsatzes zur Wahrung legitimer Zwecke vorschreiben dürfte. Fehlt es daran, so kann einem Hochschullehrer die Verwendung gendergerechter Sprache auch nicht – mangels Gesetzesqualität – durch bloße Dienstweisungen der Hochschulleitung vorgeschrieben werden. Zweifel dürften auch bestehen, ob bei Prüfungsleistungen – auch hier bedarf es gesetzlicher Maßstäbe – die (Nicht-)Verwendung einer gendergerechten Sprache zu Abzügen in der Bewertung führen darf; im Übrigen sei der Hinweis gestattet, wollte man diese Frage in den Bereich der prüfungsspezifischen Besonderheiten nur begrenzt kontrollierbarer Beurteilungsspielräume verweisen, so dürfte damit auch der Punktabzug gerade wegen des Verwendens



Wer das Gendern der juristischen Fachsprache betreibt, nimmt der Sprache ihre Prägnanz und damit zugleich auch ihre Präzision.

einer gendergerechten Sprache zu rechtfertigen sein.

Soweit die Verwendung einer gendergerechten Sprache im öffentlichen Bereich vorgegeben wird, dürfte es heute wohl eher noch eine Frage des Konformitätsdruckes sein, ob man sich dem widersetzen will; verbindliche Vorgaben ohne gesetzliche Grundlagen sind ebenso unzulässige Eingriffe in die individuelle Freiheit zum Sprachgebrauch wie starre Quoten keiner verfassungsrechtlichen Rechtfertigung zugänglich sind, da sie letzten Endes einen Gleichstellungsauftrag nur unter Verletzung und Missachtung anderer verfassungsrechtlicher Vorgaben erfüllen können.

III.
Kommen wir zum Verhältnis von Sprache und Recht zurück. Wenn auf der einen Seite § 4 Abs. 3 Satz 1 des Bundesgleichstellungsgesetzes bestimmt, dass Rechts- und Verwaltungsvorschriften des Bundes die Gleichstellung von Frauen und Männern auch sprachlich zum Ausdruck bringen sollen, so wird auf der anderen Seite die Bundesrepublik Deutschland seit 2005 von einer in der Verfassung nicht vorgesehenen Person regiert, heißt es doch in Art. 62 GG lapidar: „Die Bundesregierung besteht aus dem Bundeskanzler und aus den Bundesministern.“

Nun ist es nicht von der Hand zu weisen, dass gerade das generische Maskulinum, das im Übrigen auch im Ausgangsbeispiel bei der Würde des Menschen verwendet wird und das nur die grammatisch männliche Form eines Wor-

tes darstellt, das Menschen jeder Geschlechtszugehörigkeit (und damit auch keiner Zugehörigkeit im klassischen biologischen Sinne) erfasst, zum Objekt einer ideologisierten Diskussion wird, die unter dem Vorwand von Gleichberechtigung und Gleichstellung Orwells „Neusprech“ in die Jurisprudenz einzuführen versucht und dabei die Unterscheidung von grammatischem (Genus) und natürlichem Geschlecht (Sexus) konsequent ausblendet.

Mag man nun der – allerdings irrigen – Auffassung sein, dass das Grundgesetz – so wie in Art. 62 GG – nur Männer bezeichnet und Frauen allenfalls mitmeint, so ist die oftmals anzutreffende Doppelung ein möglicher, aber verfehelter Ausweg. Ebenso wenig wie der Begriff „die Führungskraft“ Männer ausschließt und nur Frauen meint, exkludiert die Verwendung des Wortes „Jeder“ einen Teil der Bevölkerung, weil es nicht „Jeder und Jede“ heißt. Das aber ist genau eine zentrale Aufgabe von Gesetzestexten, nämlich abstrakt-generell Sachverhalte zu umschreiben und gerade keine geschlechterspezifischen Regelungen vorzunehmen. Im Übrigen sei der Hinweis gestattet, dass die Verwendung der vorgenannten Doppelung in letzter Konsequenz alle intersexuellen Menschen ohne klare Geschlechtszuordnung gänzlich ausschliesse. Auch die Verwendung geschlechtsneutraler Begriffe erweist sich als wenig hilfreich und sprachlich monströs, wenn aus den Studenten die „nach wissenschaftlicher Qualifikation suchenden Personen“ werden. Al-

ternativ – und damit aber eher kafkaeske Strukturen beschreibend – könnte man den Weg der Anonymisierung gehen, also den Bundeskanzler als Verfassungsorgan zum Bundeskanzleramt (und damit zur bloßen Verwaltungsbehörde) machen. Aber will man in der Politik, wenn es um Verantwortungszuschreibungen geht, am Ende eine Behörde und keinen Menschen als Zurechnungsobjekt haben?

So bleibt nur der optische Versuch der sprachlichen Gleichstellung durch Binnen-I oder Gender-* oder Unterstrich. Abgesehen von der grundlegenden Frage, ob man der Diversität menschlicher Lebensentwürfe und Geschlechtszugehörigkeiten wirklich durch einen entsprechenden – zunehmend auch akustisch wahrnehmbaren – Sprachgebrauch (man denke nur an die Verwendung der MitarbeiterInnen in den RedakteurInnen-Teams der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten) gerecht wird, dürfte auch hier dem Gewinn an vermeintlicher Gerechtigkeit ein unübersehbarer tatsächlicher Verlust an sprachlicher Raffinesse und Präzision gegenüberstehen. Was Sprachästhetik ein Graus ist, erweist sich als Ziel der Gender-Ideologie: Herrschaft über Sprache als Mittel der Herrschaftsausübung.

Wer aus ideologischen Gründen das Gendern der juristischen Fachsprache betreibt, der muss sich darüber im Klaren sein, dass die über Jahrhunderte unbestrittene Offenheit des generischen Maskulinums entgegen aller Behauptungen keinerlei exkludierende Funktion aufweist; es erfasst und bezeichnet als geschlechterübergreifende Personenbezeichnungen nicht nur Männer und Frauen, sondern auch alle Menschen, die sich einem dritten oder auch keinem Geschlecht zugehörig fühlen. Wer anderes will, nimmt der Sprache ihre Prägnanz und damit zugleich auch ihre Präzision. Dann ist nicht mehr gewollt, was gesagt ist, sondern gesprochen, was gewollt ist.

Professor Dr. iur. Kyrill-A. Schwarz ist Inhaber einer Professur für Öffentliches Recht an der Juristischen Fakultät der Bayerischen Julius-Maximilians-Universität Würzburg.



Zeitungen – Gendern bedeutet Informationsverlust

Leser lehnen Gendersternchen & Co. ab

Von Anna Dobler

Während in öffentlich-rechtlichen Medien zunehmend sprachlich gegendert wird, setzen privatwirtschaftlich organisierte Medienhäuser Gendersternchen und Binnen-I nur zurückhaltend bis gar nicht ein. Hauptgrund: Die Rezipientenseite will das schlicht nicht und bringt das auch empört zum Ausdruck, wenn sich doch mal ein Sternchen in einen Text verirrt. Vor einigen Jahren etwa habe ich, frisch von der Uni und noch geprägt von den akademischen Regeln dort, versehentlich zu später Stunde in einem Artikel für eine große Tageszeitung von „Studierenden“ statt von „Studenten“ geschrieben. Schon kurz nach dem Erscheinen beklagten sich derart viele Leser über die Formulierung, dass sich der Chefredakteur gezwungen sah, eine Mail an alle Redakteure zu versenden mit dem nachdrücklichen Hinweis, keine geschlechtergerechte Schreibweise zu verwenden.

Grundsätzlich halte ich es durchaus für sinnvoll, wenn Medieneigentümer, Verleger und insbesondere Chefredakteure, die nach wie vor hauptsächlich männlich sind, darauf achten, Männer wie Frauen gleichermaßen in Medienprodukten abzubilden, sei es auf Fotos, als Interview-Partner, in der Themenauswahl oder in Form sogenannter „Wortspenden“. Das hat aber weniger ideologische Gründe, als vor allem marktwirtschaftliche: Studien haben herausgefunden, dass über 70 Prozent der Kaufentscheidungen in einem Haushalt von Frauen getroffen werden, und Frauen fühlen sich eher zu Produkten hingezogen, in denen sie auch

abgebildet werden. Sie lediglich „mitzumeinen“ indem man von Wähler*innen statt dem grammatikalisch korrekten Wähler schreibt, greift zu kurz. Es ändert unterm Strich rein gar nichts daran, dass öffentliche Akteure nach wie vor überwiegend männlich sind und daher die Berichterstattung zwangsläufig dominieren. Erschwerend kommt hinzu, dass Printmedien, wie Tages- und Wochenzeitungen, stark vom Layout abhängig sind und Überschriften oft nur eine bestimmte Länge einnehmen können. Wenn man dort nun jedes Hauptwort konsequent gendert, läuft man Gefahr, den verfügbaren Rahmen zu sprengen – im schlimmsten Fall zum Nachteil von Informationen.

Während öffentlich-rechtliche Medien den Marktregeln ohnehin trotzen können, weil ihre Finanzierung nicht unmittelbar vom Absatz abhängig ist, müssen sich privatwirtschaftlich organisierte Medien auch nach den tatsächlichen Interessen ihrer Kunden richten. Und Fakt ist: Die Mehrheit der Deutschen lehnt laut Umfragen

Gendersternchen und Binnen-I ab. Das ergab eine Umfrage von Infratest-Dimap im Auftrag der „Welt am Sonntag“. Demnach wollen 56 Prozent der Bevölkerung nicht, dass in journalistischen und literarischen Texten sowie in politischen Reden gegendert wird. Nur gut ein Drittel der Befragten ist ganz oder eher dafür. Auch eine knappe Mehrheit der befragten Frauen (52 Prozent) lehnt solche sprachlichen Kapriolen klar ab.

Die journalistische Praxis zeigt, dass es hauptsächlich junge Kollegen sind, etwa Volontäre, die in ihren Artikeln gendern wollen, die oft frisch von Universitäten kommen, wo es nicht selten verpflichtend ist, besonders in kultur- und sozialwissenschaftlichen Studiengängen, die oft von angehenden Journalisten belegt werden. Ältere Kollegen, die denken, sie müssten ihre Texte gendern, sind nach wie vor in der Minderheit und gerade im Sektor der regionalen Tageszeitung selten zu finden. Sie vertreten dabei auch oft ein stark ideologisch geprägtes Berufsbild, das sich unter dem Schlagwort „Haltungsjournalismus“ zusammenfassen lässt, der bisweilen Weltanschauungen als zentraler einstuft als nüchterne Fakten. Aber keine Sorge: Im Endeffekt regelt der Rezipientenmarkt diese leidige Frage, denn die wirtschaftlich erfolgreichsten Medien in Deutschland, Österreich und der Schweiz gendern allesamt nicht.

Ich verwende übrigens keine Sternchen in meinen Artikeln und auch sonst keiner meiner eXXpress-Kollegen. Wir haben einen redaktionellen Leitfaden, der das eindeutig regelt. Damit war jeder Kollege bei der Erstellung einverstanden. Viele sogar ausdrücklich.



Anna Dobler ist eine deutsch-österreichische Journalistin; 2017 wurde sie als „Lokaljournalistin des Jahres“ ausgezeichnet. Sie ist stellvertretende Chefredakteurin von eXXpress, einer Online-Plattform für Politik und Wirtschaft samt TV-Sender in Wien. Foto: PR

Grenzsignal Gendersternchen

Das Gendersternchen mit Minipause auszusprechen gilt als Goldstandard der geschlechtergerechten Sprache. Wer genau hinhört, merkt: Diese Praxis ist ziemlich abwegig.

Von Tim Hirschberg

Vollendet geschlechtergerecht“ hätte Anne Will bei der ARD gesprochen, äußerte sich Luise F. Pusch, die Pionierin der feministischen Sprachwissenschaft, begeistert. Ihr Lob bezog sich darauf, wie es der Moderatorin gelungen war, das sogenannte Gendersternchen in Wörtern wie Steuerzahler*innen mündlich zu realisieren. Das Sonderzeichen * soll zusätzlich zur weiblichen und männlichen alle geschlechtlichen Identitäten erfassen und damit eine Sprachpraxis etablieren, durch die sich niemand ausgeschlossen fühlt. Jeder der vielen Strahlen des Sternchens verweise auf eine mögliche Geschlechtsidentität, heißt es oft etwas verblümt.

In der Schriftsprache ist das Sternchen eine überambitioniert anmutende Innovation, denn es überschreitet mit der ihm zugehörigen Referenz quasi unendlichen Grapheme (Buchstaben), Interpunktionszeichen und selbst die

sensiblen Sprache unterschlagen diese Unnatürlichkeit durchweg; sie stellen die Aussprache von * als Kleinigkeit dar, für die es nur ein bisschen Eingewöhnungszeit brauche. Endlich, so der allgemeine Tenor, gebe es eine knackig-kurze, intuitive Möglichkeit, auch im Mündlichen zu gendern. Falls hinter dieser nonchalanten Betrachtungsweise kein Kalkül steht, bleibt nur ein Schluss: Die hinter diesen Ratgebern stehenden Stimmen wissen nicht, was sie tun. Die mündliche Entsprechung des Gendersternchens ist der sogenannte Glottislaut (stimmloser glottaler Plosiv), den in der phonetischen Lautschrift das an ein Fragezeichen erinnernde Symbol repräsentiert. Er entsteht dadurch, dass sich die Stimmlippen erst schließen und dann abrupt öffnen.

Wahrscheinlich wissen Sie nicht, wie Sie den Glottislaut bewusst bilden können. Diese Hilflosigkeit liegt in seiner Natur begründet, denn er hat eine grundlegend andere Funktion als die gewöhnlichen Laute des Deutschen, mit denen gezielt Bedeutungsunterschiede herbeigeführt werden (Not vs. Tod, Sand vs. Land, Kind vs. Rind). Der Glottislaut tritt typischerweise am Wortanfang vor Vokalen auf, ohne dass Sie das bewusst steuern. Ofen beginnt also strenggenommen nicht mit einem

Menge an realen und potenziellen Geschlechtsformen entstehen. Darauf ließe sich erwidern, dass eben diese Unberührtheit den Glottislaut dafür prädestinieren könnte, offen für Neuzuschreibungen zu sein. Doch der Einwand läuft ins

... die „heute“-Sendung war bisher weder für ihr Revoluzzertum bekannt noch galt sie als kreatives Sprachlabor.

Leere, denn das deutsche Sprachsystem hält für den Glottislaut sehr wohl eine festgelegte Funktion bereit – er dient zusammen mit einer kleinen Pause als Grenzsignal. Er trennt etwa die zwei Wortteile von Spiegelei, so dass wir wissen, es ist von einer Speise die Rede. Ohne den Glottislaut wäre ein Streich gemeint, die (Eulen-)Spiegelei.

Was bedeutet das nun für die geschlechtersensible Endung -in (beziehungsweise -innen im Plural), die sich für die Aufnahme in die deutsche Sprache bewirbt? Nichts Gutes, denn eigentlich wäre es doch naheliegend, wenn diese neue Kandidatin möglichst ähnliche Eigenschaften hätte wie alle anderen Endungen des Deutschen auch. So könnte sie das bereits existierende Inventar an Formen, die mit dem Geschlecht in Verbindung stehen (-er, -in, -euse usw.), auf natürliche Weise erweitern.

Doch das ist ein frommer Wunsch. Gerade der Einsatz des Glottislautes beiß sich nämlich mit dem Streben danach, eine typische Endung (Suffix) im deutschen Sprachsystem werden zu können – ein weiteres Paradox. Etwas naiv ausgedrückt fehlt es Endungen (Leserin, salzig oder kindisch) an Selbstständigkeit, weshalb sie sich an einen Wortstamm gewissermaßen anschmiegen müssen und nur unbetont vorkommen. Wird nun aber ein Glottisschlag mit Minipause vor sie gequetscht, müssen sie eine Rolle spielen, für die es ihnen an Format fehlt: die eines betonbaren, quasi wortähnlichen Elements.

„Moment!“ könnten Sie an dieser Stelle unterbrechen. Haben die Endungen in aktuell und ideal nicht sowohl eine Betonung als auch einen Glottisschlag? Das ist zwar richtig, aber einerseits ist die fremdsprachliche Herkunft dieser Endungen für alle erkennbar, an-

dererseits verschwindet der Glottisschlag sofort, wenn der Wortstamm nicht auf einen Vokal endet (dental, strukturell). Das ist bei der neuen Endung -in grundsätzlich anders. Die hat unbestreitbar ein urdeutsches „Geschmäcke“, und der Glottisschlag verschwindet nie.

Kein Wunder also, dass es für Kopfschütteln sorgt, wenn Petra Gerster oder Claus Kleber beim ZDF mit dem Glottisschlag gendern. Wie Gedankenansetzer klinge das, heißt es in Diskussionsforen. Die Betonung auf -innen wirke de-

platziert. Jede andere Reaktion wäre auch überraschend, denn eine Endung, die wegen des Glottisschlags, der Pause und der Betonung im lautlichen Gewand eines selbstständigen Wortteils daherkommt, ist weder Fisch noch Fleisch. Natürlich könnte es im Interesse der geschlechtergerechten Bewegung liegen, die ihrer Ansicht nach männlich dominierte Sprachgemeinschaft durch besonders sperrige Genderformen aufzurütteln, allerdings war die „heute“-Sendung bisher weder für ihr Revoluzzertum bekannt noch galt sie als kreatives Sprachlabor. Im Gegenteil, normalerweise wird dort penibel aufs Hochdeutsche geachtet, und für Zweifelsfälle steht eine aufwendig gepflegte Aussprachedatenbank parat.

Unabhängig von der Frage, ob und wie umfangreich gendert werden sollte, wäre es wünschenswert, die Vorschläge zur sprachlichen Repräsentation fließender Geschlechtsidentitäten mit informiertem Blick zu prüfen, anstatt einfach vorauszusprechen. Es stimmt selbstverständlich, dass die Menschen die Hoheit über ihre Sprache haben, aber nicht jeder Eingriff ist so oberflächlich wie die Entscheidung, seit der Rechtschreibreform nicht mehr „ß“, sondern „ss“ zu schreiben.

Die Prinzipien zur Betonung und zur Silben- bzw. Wortstruktur, von denen linguistisch Unbedarfte nur eine vage Vorstellung haben, sind nicht willkürlich oder durch autoritäre Entscheidungen entstanden. Sie zu missachten ist mehr als ein Gewohnheitsverstoß, der nur kurzfristig irritiert. Die Glottisschlagendung ist alles andere als ein großer Wurf auf dem Weg hin zu einer faireren Sprache. Lasst die Suche neu beginnen.

Erstmals erschienen in DIE WELT vom 26.03.2021, Ressort Kultur.



Ein Glottisschlag (oder auch stimmloser glottaler Plosiv) ist in der Phonetik ein Konsonant, der durch das plötzliche Lösen der verschlossenen Stimmlippen gebildet wird. Im Deutschen kommt er häufig im vokalischen Anlaut vor, wie in: Auto, Ende.

Abbildung: Richard Weiss (Wikimedia)

in der Internetkommunikation beliebten Emoticons wirken im Vergleich dazu schlicht. In der Kunst dürfen Symbole nebulös ins Unendliche weisen, ob das auch in einem vor allem nach pragmatischen Gesichtspunkten geordneten Schriftsystem sinnvoll ist, darf bezweifelt werden.

Vielleicht noch irritierender ist die mündliche Entsprechung von *, mit der Anne Will beeindruckt werden konnte. Doch die Leitfäden und Diskussionsbeiträge zur gender-

Vokal, sondern mit dem, was Sie an Ihrem Kehlkopf spüren können. Das reflexhafte, an bestimmte lautliche Umgebungen gebundene Vorkommen des Glottislautes ist auch der Grund dafür, warum er in der Schriftsprache ignoriert wird. Es gibt keinen entsprechenden Buchstaben.

Hier sticht ein Paradox ins Auge: Gerade der Laut, der im Deutschen am wenigsten mit Bedeutungen zu tun hat, soll auf einmal für eine unabschließbare

Auch große Konzerne aus Deutschland machen nun auf „Gender“-Gedöns

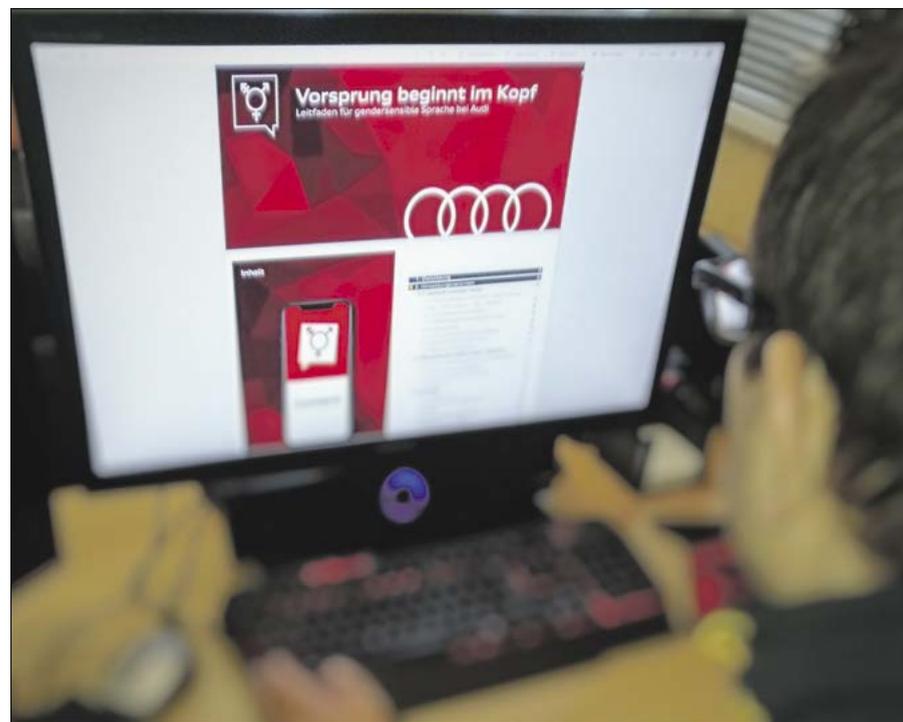
Vorne dran: „Audianer_innen“ betreiben ein „Pink-Washing“? // Von Josef Kraus

Die spinnen, die Römer!“ Dieser Asterix-und-Oberlix-Spruch des Kopfschüttels ob der Spinnerei der stets tölpelhaften römischen Truppen hat – bei beliebig austauschbarem Subjekt der jeweils Spinnenden – längst Eingang in den Schatz deutscher Redewendungen gefunden.

Heute sagen wir einfach mal: „Die spinnen, die Konzerne!“ Warum? Weil sich immer mehr deutsche Großkonzerne den Sprachdiktaten der Gender-Ideologie unterwerfen. Klar, um als modern zu gelten. Dabei ist diese ideologische Unterwerfung unter den „Pink“-Marxismus des Genderismus wahrscheinlich nichts anderes als ein Alibi oder gar ein Ablasshandel der Konzerne dafür, dass in den eigenen Vorständen nicht genügend Frauen und „Divers-Personen“ zu finden sind, weil man nicht genügend dafür Qualifizierte gefunden hat. „Pink-Washing“ ist also angesagt, wenn sich ein Unternehmen als „diverser“ darstellen will, als es eigentlich ist. Oder weil man nach wie vor die bei den hypersensiblen Grünen verhassten SUVs produziert und es deshalb mit „Green-Washing“ nicht funktioniert?

An die Spitze der Bewegung hat sich nun Audi gesetzt. Ausgerechnet das urdeutsche Unternehmen Audi, das 1899 von August Horch (1868–1951) gegründet und 1910 von „Horch“ in „Audi“ umbenannt bzw. übersetzt worden war (das lateinische Wort „audere“ heißt „hören, horchen“; „audi“ ist der Imperativ „Horch zu! Hör her!“). Audi entwickelte nun einen seit 1. März 2021 geltenden 13-seitigen Leitfaden mit dem Titel „Vorsprung beginnt im Kopf“. Man hat sich dabei für den sogenannten „Gender Gap“ entschieden, den Unterstrich: „Audianer_innen“.

Aber dem nicht genug: Der „Gender Gap“ soll auch für Pronomina verwendet werden, zum Beispiel „jede_r“ oder „der_die“. Außerdem gilt „Der Geschäftsführer“, „Der Fachmann“ oder „Der Vorstand“ als NO GO. Es soll heißen „Die Geschäftsführung“, „Die Fachkraft“ oder „Das Vorstandsmitglied“. Zudem empfiehlt



Audi will sich durch Einführung der Gendersprache besonders fortschrittlich darstellen. Mit der dadurch provozierten Empörungswelle kündigten viele Autofahrer, sowohl männliche als auch weibliche, an, künftig auf andere Automarken umzusteigen.

Siehe dazu auch der Beitrag auf Seite 22.

Audi Partizipformen wie „Mitarbeitende“ und „Teilnehmende“ oder Relativsätze wie „Alle, die teilnehmen“.

Audi-„Personalvorständin“ Sabine Maaßen teilte dazu mit: Gendersensible Sprache sei eine Frage des Respekts und Ausdruck einer Haltung gegen Diskriminierung und für Vielfalt. Assiiert wird Sabine Maaßen von „Diversitäts-Managerin“ Dr. Antonia Wadé: „Das Gendern kann positive Effekte haben, gerade im Employer Branding.“ Frau Wadé geht es zudem um IT-Kompatibilität: Das sei auch ein Grund, warum sich Audi für den Unterstrich entschieden habe: „In der IT ist das Sternchen

16 der 30 DAX-Konzerne sind jetzt auch für die Gendersprache.

häufig schon belegt“, sagt Wadé. Zudem würden Vorlese-Apps für Sehbehinderte das Sternchen mit vorlesen, statt eine kurze Pause zu machen. Im Übrigen versteht sie die Symbolik des Unterstrichs, der die männliche und die weibliche Form verbindet, so: „Männer und Frauen sind zwei Pole am Ende eines großen Spektrums. Wir reden über Tausende Möglichkeiten, nicht-binär zu sein“, also sich nicht als männlich oder

weiblich zu identifizieren. Und wenn Frau Wadé so richtig in Fahrt kommt, warnt sie auch mal davor, Rückschlüsse vom Äußeren auf das Geschlecht zu ziehen: „Nur weil eine Person weibliche Attribute besitzt, muss sie sich nicht als Frau identifizieren. Was zählt, ist die eigene (wahrgenommene) geschlechtliche Identität.“ So hält sich eben auch jeder Konzern seine Hofnarr_innen. Immerhin hat es Frau Wadé, die 2017 das „LGBT*IQ Mitarbeitendennetzwerk queer@AUDI“ gegründet hatte, zur Audi-Diversitäts-Managerin gebracht.

Alles klar bei Audi? Falls nicht, muss der Audi-Gesamtbetriebsrat assistieren: „Die Audi AG hat sich im Jahr 2017 zur Umsetzung der Charta der Vielfalt verpflichtet. Die Verpflichtungserklärung umfasst interne und externe Maßnahmen zur Sicherstellung von Diversity & Inclusion innerhalb des Unternehmens. Der Audi-Betriebsrat unterstützt diese Entwicklung.“ Bei der Entwicklung des Leitfadens arbeitete „Audi“ übrigens mit der „Prout at Work“ zusammen; das ist eine Stiftung, die LGBT*IQ-Themen am Arbeitsplatz sichtbar machen will.

„Audi“ ein Einzelfall? Leider nein. Vor kurzem hat sich die Stadt Köln mit ihrem 56 Seiten umfas-

senden „Gender-Leitfaden“ beim Pharmaunternehmen Boehringer dafür bedankt, dass man deren Gender-Fibel hatte nutzen bzw. abkupfern dürfen. Boehringer? Für die Entwicklung eines Impfstoffes nicht tauglich, oder noch nicht tauglich, weil man noch auf der Suche nach einem „gendersensiblen“ Impfstoff ist?

Aber es kommt noch schöner. 16 der 30 DAX-Konzerne sind jetzt auch für die Gendersprache, so ein Ergebnis einer Umfrage unter den 30 DAX-Unternehmen, die das Institut für Kommunikation und Medien der Hochschule Darmstadt zusammen mit der F.A.Z. durchgeführt hat. Insgesamt bearbeiteten 18 der 30 Unternehmen den anonymen Fragebogen: Zehn gaben an, „geschlechtergerechte Sprache“ zu verwenden, sechs planen das, zwei teilten mit, sich dagegen entschieden zu haben. Fünf der zehn DAX-Konzerne, die gendern, geben an, „wenn möglich genderneutrale Formulierungen“ zu verwenden, die anderen fünf setzen auf das Gender-Sternchen oder den Doppelpunkt zwischen der männlichen und der weiblichen Form.

Josef Kraus ist Autor zahlreicher Bücher, war Lehrer und Schulleiter in Bayern und bis 2017 Präsident des Deutschen Lehrerverbands.

Zwischen Filterblase und Schweigespirale

Von Michael Ragsch

Es war wohl eine andere Zeit, aber immerhin derselbe Planet Erde – als ein Hörfunk-Moderator um kurz nach 12 Uhr seine Hörer mit den Worten begrüßt hat: „Guten Tag, meine Damen und Herren, guten Morgen, liebe Studenten!“ Die Pointe saß damals bei Klaus Jürgen Haller im WDR-Mittagsmagazin, sie ist bis heute legendar – und stammt aus jener anderen Zeit, in der das generische Maskulinum allenfalls in einer nur unter dem Mikroskop wahrnehmbaren Filterblase skandalisiert wurde. Heute würde eine Nachfolgerin, würde ein Nachfolger Hallers möglicherweise von „Studierenden“ reden und dabei ein gebildetes Stammpublikum auch von Studenten vor den Kopf stoßen.

Und dennoch wird die manierierte Partizipialkonstruktion inzwischen von einer wachsenden Filterblase, in der sich gerade auch Journalisten aus den elektronischen Medien bewegen, als „neutrale Form“ gefeiert. Den oben genannten Gebildeten tut natürlich weh, wenn zum Beispiel aus Zuschauern Zuschauende werden. Gestern noch hätte in der Sprachgemeinschaft Konsens darüber bestanden, dass auch die Blinde, die ein Stadionerlebnis genießt, Teil der Zuschauer ist. In einer ungerechteren Welt haben fast alle Zuschauenden das Spiel gesehen, nur eine war dazu nicht in der Lage.

Die angeblich neutrale Partizipialform bringt nicht nur eklatante Fehler und Missverständnisse mit sich, sie führt auch zu bemitleidenswerten neosozialis-

tischen Wortkonstruktionen und erschwert zudem das Sprechen. Das allerdings ist in weit stärkerem Maße der Fall, wenn der „Star“ der Gendersprache ins Feld geführt wird, der Stern mitten im Wort, und wenn er dem staunenden Publikum von der linksjournalistischen Avantgarde in Form

Das Zeitalter des voranschreitenden Gesinnungsjournalismus hat Medienleute produziert, die ebenso gut ein Umerziehungslager leiten könnten.

einer Pause inmitten des Wortes präsentiert wird. Noch vor ein paar Jahren völlig undenkbar – inzwischen bei Fernseh-Persönlichkeiten wie Claus Kleber oder Anne Will selbstverständlich.

Dabei werden die Formen und Varianten munter variiert, als gäbe es keine verbindlichen Regeln und als gäbe es kein Morgen, an dem sich Sprache ja auch noch entwickeln könnte. Denn darum geht es ja angeblich: dass sich die deutsche Sprache verändert und die Medien dies auch abbilden müssten. In Wirklichkeit nehmen viele Medien gerade hysterisch und konfus jegliche Entwicklung vorweg, indem das passende Personal Tatsachen schafft. Dabei bleibt auf der Strecke, wer eine Ideologie, die das Geschlecht als soziales Konstrukt oder dem Selbstwillen des Individuums unterliegend ansieht, nicht akzeptieren will.

Auf der Rezipienten-Seite wird die winzige Schweige-Pause natürlich nicht schweigend zur Kenntnis genommen, denn sie polarisiert – wie viele „Zuschauende“ und „Hörende“ den oft genug von ihnen durch Gebühren

ausgehaltenen Journalisten durchaus auch mitteilen. Eine drastische Zunahme von Verkehrsunfällen durch gendernde Autoradios ist zwar noch nicht überliefert, aber natürlich folgen im Moment auch gerade die Medien dem Geschlechterstern, die auf Empfängerseite eher mit Zustimmung rechnen

dürfen. Verbleibe ich trotz des Schauderns bei gewissen Wortbeiträgen bei einem Spartensender, weil ich zum Beispiel dessen Musikfarbe schätze, werde ich mich als der Außenseiter fühlen, der ich sein soll – und begeben mich auf direktem Weg in Noelle-Neumanns gute alte Schweigespirale.

Doch während die Genderlücke im gesprochenen Wort noch immer etwas Bizarres hat, sind Aufzählungen der Marke „Lehrerinnen und Lehrer, Schülerinnen und Schüler, Studentinnen und Studenten“ auch keine Alternative. Sie halten auf, kosten wertvolle Sendezeit und sind leider ausgrenzender als das generische Maskulinum. Grotesk wird es auch, wenn Medien im Wahn, stets zuerst an Geschlechtergerechtigkeit denken zu wollen, Unternehmen zu atmenden Personen machen:

„Von der Pandemie sind Kinobetreiberinnen und Kinobetreiber besonders betroffen.“ Political Correctness, die unfreiwillig Fakten verzerrt. Natürlich ist es eine Lüge, dass Medien Entwicklungen nur aufnehmen, abbilden wollen. Das Zeitalter des voranschreitenden Gesinnungsjournalismus hat Medienleute produziert, die ebenso gut ein Umerziehungslager leiten könnten.

Dabei wäre es doch so einfach, oder? Wer den Leuten zuhören würde, der würde erfahren, wie sich die Dinge gerade in der gesprochenen Sprache auch im komplizierten Deutsch aus dem Kontext erschließen. „Ist ein Arzt an Bord?“ Achtung! Die einzige Medizinerin im Flugzeug wird dringend gebraucht! „Die Ärztin hat phantastische Arbeit geleistet.“ Ihr Geschlecht ist vollkommen egal, aber niemand würde hier von einem Arzt reden. „500 Experten waren beim Chirurgentreffen.“ Wer hier meint, eventuell sei Frauen die Teilnahme untersagt gewesen, hat erhebliche Probleme und wahrscheinlich Unrecht. Aber natürlich ist es auch kein Problem, Frauen in diesem Satz explizit zu nennen; es ist ein freies Land.

Ein wenig ärgerlich wird es aber, wenn zu Chefredakteuren gewordene Filterblasen schwarze Listen produzieren, auf denen erst Wörter stehen und dann Menschen.



Michael Ragsch ist Radiojournalist und Sportmoderator. Daneben ist der studierte Kommunikationswissenschaftler auch als Autor tätig – mittlerweile hat er nach zahlreichen Aufenthalten in Israel und Palästina vier Bücher zum Heiligen Land geschrieben. Foto: privat

Demokratische Abstimmung über Gendersprache

Die jährliche Mitgliederversammlung des bundesweiten Vereins „Mehr Demokratie“ (30.000 Mitglieder, www.mehr-demokratie.de), der sich für die Stärkung von Bürgerrechten in staatlichen Entscheidungsprozessen einsetzt, wird am 15./16. Mai in Kassel darüber entscheiden, ob der Verein weiterhin die sogenannte Gendersprache benutzt oder zur Standardsprache zurückkehrt.

Mitglieder von „Mehr Demokratie“ können in Kassel selbstverständlich abstimmen. Der VDS begrüßt jede Art sachlicher Diskussion zu diesem umstrittenen Thema gerade dort und ist gespannt auf ihr Ergebnis!

SN

Keine Gendersternchen im Koalitionsvertrag

Obwohl die Grünen traditionell eher Genderbefürworter sind, kommt Baden-Württemberg – das Land mit dem ersten grünen Ministerpräsidenten überhaupt – im Koalitionsvertrag ohne Gendersternchen aus. Wie die dpa berichtet, wollen Grüne und CDU stattdessen die weibliche und männliche Bezeichnung



Seit 2011 ist Winfried Kretschmann Ministerpräsident von Baden-Württemberg und als solcher der erste von den Grünen gestellte Ministerpräsident eines deutschen Bundeslandes.

Foto: Staatsministerium Ba-Wü

nutzen, also zum Beispiel „Bürgerinnen und Bürger“. Die CDU habe darum gebeten, und die grüne Seite habe dies akzeptiert, hieß es aus Verhandlungskreisen. Die Grünen selbst benutzen in ihrem Programm das Gendersternchen.

Ministerpräsident Winfried Kretschmann, selbst Grüner, hat sich allerdings durchaus skeptisch zum Gendersternchen geäußert. In einem Interview hatte er gesagt, er wolle sich den Mund nicht von „Sprachpolizisten“ verbieten lassen. Auch wenn viele Behörden, Hochschulen und Organisationen verbindliche Leitfäden für geschlechtergerechte Sprache entwickelt hätten, finde er dieses Beharren auf sprachlicher und politischer Korrektheit schwierig. Bei seiner eigenen Partei hat er sich mit dieser Aussage Kritik eingehandelt.

SN

Keine Werbung für Heino

Künstler in die rechte Ecke gestellt

Bin ich ein Hetzer, wenn ich Brahms und Schubert singe?“ Der Sänger Heino will am 8. Oktober in der Düsseldorfer „Tonhalle“ auftreten – aber Werbung wollte die Geschäftsführung der Halle nicht machen. Der Grund: der Begriff „deutscher Liederabend“.

„Wir werden den Abend mit diesem Titel nicht bewerben, da er fachlich und politisch nicht korrekt gewählt ist“, zitiert BILD den Tonhalle-Geschäftsführer und Intendanten Michael Becker. Er verwies auf eine Richtlinie der Stadt, laut der „städtische Räume kein Ort für Hetze“ seien. Die Richtlinie sei ein Ergebnis eines Antrags von SPD, den Grünen und der FDP vom 7. März 2019 im Rat der Stadt Düsseldorf. Darin heißt es: „Daher lehnen wir die Überlassung von Räumen für Veranstaltungen mit rassistischen, antisemitischen, salafistischen, antidemokratischen, sexistischen, Gewalt verherrlichenden, oder anderen menschenfeindlichen Inhalten ab.“ Dass Michael Becker in einer Konzertankündigung von Heino irgendetwas davon wiedererkannt haben will, das ihn zu so einer Stellungnahme verleitet, ist sehr spannend.

Heino sei empört gewesen: „Muss ich mich jetzt als 82-jähriger Deutscher für das Wort ‚deutsch‘ schämen?“, fragt er in der BILD. Für ihn sei dieser Streit übertrieben: „Dieses ganze Gedöns um die neue korrekte Sprache und was man heutzutage



„Es ist absurd, welche Dimension diese politische Korrektheit angenommen hat“, zitiert die Nachrichtenagentur dpa Heinos Manager Helmut Werner.

noch sagen darf und was nicht, ist nur noch erschreckend, und man kann doch bei so einem Quatsch nur noch den Kopf schütteln.“

Nur kurze Zeit später – auch auf Intervention des Oberbürgermeisters – ruderte die Tonhalle zurück. Der Oberbürgermeister Dr. Stephan Keller (CDU) sagte auf Anfrage der WELT: „Ich sehe in dem Plakat von Heino keinerlei nationalistische oder ähnliche Tendenzen und teile die Kritik daran nicht.“ Die Tourneepunkte würden daher ganz regulär aufgehängt, außerdem wird es – wie bei der „Italienischen Gala“, die es offenbar nicht zu beanstanden gab – Werbung auf der Internetseite der Tonhalle

sowie in den Programmheften geben. Damit ist auch das Heino-Management zufrieden; Heino-Manager Helmut Werner sagte der Deutschen Presse-Agentur: „Welches absurde Gedankengut muss man haben, um sich am Wort ‚deutsch‘ zu stören? Es ist absurd, welche Dimension diese politische Korrektheit angenommen hat. Das Wort ‚deutsch‘ gehört allen Deutschen.“

Durch Aktionen wie die der Düsseldorfer Kunsthalle wird aus Sicht des VDS Kunst zerstört, werden Künstler in ihrem Schaffen eingeschränkt und zu Opfern einer Ideologie, die sich als einzig korrekte Weltsicht sieht.

Dorota Wilke



Foto: D4Mance

Heimatgefühl

Er ist sehr bodenständig und warmherzig, es gibt mir ein Heimatgefühl, wenn ich den Mannheimer Dialekt höre. (...) Manche Leute genießen sich ja, Dialekt zu sprechen, aus Angst, dass man sie dann für nicht so clever hält. Das finde ich traurig, denn Dialekt ist ja Teil der Kultur und der Herkunft. Das hat was mit Authentizität zu tun. (...) Ich finde, dass man Dialekt nicht verstecken muss. (...) Der Dialekt verbindet die Menschen, ob sie es wollen oder nicht.

Bülent Ceylan

FUNDSTÜCKE

Reale Verhältnisse

„Meiner Ansicht nach wird zu viel über Sprache und Gendersternen diskutiert und zu wenig über die realen Verhältnisse.“

Schauspielerin Senta Berger in der Kölnischen Rundschau vom 9. April 2021

Genderstern ersparen

„Kann ich mich darauf verlassen, dass mir auch in den nächsten 75 Jahren das Gendersternchen in der Sächsischen Zeitung erspart bleibt?“

Ministerpräsident Michael Kretschmer zum 75-jährigen Jubiläum der Sächsischen Zeitung in Dresden, 12. April 2021

Dumme Idee

„Gendergerechte Sprache ist eine der dümmsten Ideen unserer Zeit. Sprache ist kulturelle Heimat für Menschen, Sprache lebt von Tradition. Die Tatsache, dass ich jetzt Mitbürger*innen oder Nationalsozialist*innen sage, macht aus mir keinen besseren Menschen und schafft auch nicht die geringste Form von Gleichberechtigung.“

Philosoph Richard David Precht, Die Welt vom 13. April 2021

Hippe Weltbürger

„In einer Demokratie muss man zur Grundlage nehmen, was die Menschen wollen, und nicht, was einige hippe Weltbürger schön finden.“

Sahra Wagenknecht, NZZ 14. April 2021

Absolute Schande

„Die Gender-Sprache ist Schwachsinn, eine absolute Schande.“

Der internationale Opernstar Edda Moser im Kölner Stadtanzeiger vom 16. April 2021

Eigenmächtige Anmaßung

„Wir reden doch immer über Basisdemokratie und Mitbestimmung, und gleichzeitig maßt sich eine kleine Gruppe von Leuten eigenmächtig an, den Gebrauch der deutschen Sprache zu verändern, obwohl die Mehrheit der Bevölkerung eindeutig dagegen ist.“

Friedrich Merz im Spiegel, 23. April 2021

Gesetz der Sprache

„Wo immer man sonst Gesetze nicht einhält, wird man eingesperrt; wenn man ein bestehendes Gesetz der Sprache verletzt, scheint einem dagegen die Ehre zu widerfahren, dass man ein Entwicklungsgesetz begründet.“

Robert Musil (1880–1942)

In dieser Rubrik drucken und kommentieren wir im Wechsel große Texte der deutschen Literatur („Schönes Deutsch“) und andere Dokumente in deutscher Sprache, die die Welt verändert haben („Großes Deutsch“); diese Beiträge sind neben Originalbeiträgen unseren Sammelbänden „Sternstunden“ oder „Edelsteine“ entnommen.

Unglück mit Wendung zum Guten

Eine Novelle ist ein kurzer Erzähltext, in dem eine „unerhörte Begebenheit“ geschildert wird. Das hat Goethe 1827 zu seinem Sekretär Eckermann gesagt. Er hatte das *Decameron* gelesen, eine um 1350 erschienene Novellensammlung des Italieners Boccaccio, wohl auch die Novellen von Kleist und anderen. Das unerhörte Ereignis erscheint gewöhnlich als Katastrophe, die mit zerstörerischer Macht in das Leben der Menschen eingreift und sie vernichtet. Nur selten kommen sie ohne Schaden davon. Unwetter, Krieg, Erdbeben, fanatisierte Menschenhaufen – es sind Kräfte, denen die Helden der Erzählung nicht gewachsen sind und gegen die sie vergeblich ankämpfen.

In Storms *Schimmelreiter* (1888) führt Hauke Haien einen verlorenen Kampf gegen eine Sturmflut. In Kleists *Das Erdbeben in Chili* (1807) wird die Heldin Josephe von einem wütenden Pöbel erschlagen. Conrad Ferdinand Meyer erzählt in seiner Novelle *Das Amulett* (1873), die wir in dieser Zeitung vorgestellt haben, wie der Hugenotte Schadau mit knapper Not den Wirren der Pariser Bartholomäusnacht entkommt und überlebt.

Der Untergang des Helden erscheint meist als vorhersehbar.

Wer darf hoffen, ein Erdbeben zu überleben? Wer wird sich gegen sächsische und brandenburgische Obrigkeiten behaupten, wie der Roßhändler Michael Kohlhaas es versucht?

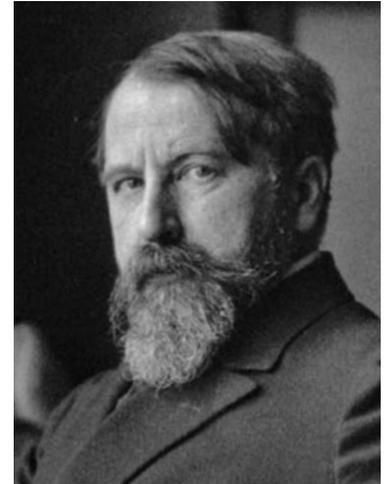
Arthur Schnitzlers Novelle *Die Toten schweigen* von 1897 ist ebenfalls nach diesem Muster gemacht. Ein heimliches Liebespaar verunglückt in einer Kutsche, und der junge Mann stirbt. Die junge Frau überlebt. In ihrem Entsetzen über den Tod des Geliebten gerät sie in Panik und sieht ihren Namen bereits in den Zeitungsberichten des folgenden Tages. Sie fürchtet, für immer bloßgestellt und gesellschaftlich vernichtet zu sein. Aber sie findet unbeschadet aus ihrer Notlage heraus und vermag das schlimme Ereignis zum Guten zu wenden.

Ein starker Sturm hatte die Kutschpferde unruhig gemacht. Aber das ist nicht die Ursache des Unglücks. Das besorgen die handelnden Figuren selbst, genauer: der betrunkene Kutscher. Die beiden Liebenden bitten ihn, auf sie zu warten, während sie an der Donau spazieren gehen. Der Mann bechert in einer nahegelegenen Kneipe und wankt zu den Pferden. Er steigt auf den Kutschbock und schläft für kurze Zeit ein. Am

Ende kann er die davonstürmenden Tiere nicht zügeln und die Kutsche nicht mehr lenken. Der Wagen überquert eine Donaubrücke, stößt gegen ein Hindernis und überschlägt sich.

Bei diesem Unfall sind zerstörerische Mächte am Werk. Die von rasender Fahrt entfesselten Fliehkräfte, denen die Figuren hilflos ausgeliefert sind, entsprechen Sturmflut, Erdbeben oder der Mordgier fanatischer Menschen in anderen Texten. Aus dem Unglück folgt jedoch eine Umkehr im Verhalten der jungen Frau. Emma, die sich unbemerkt vom Unfallort entfernt hat, kehrt nach Hause zurück und wird einen Neuanfang mit ihrem Mann versuchen. So bewegt sich die Erzählung nach Schrecken und Angst auf ein erbauliches Ende hin.

Schnitzlers *Die Toten schweigen* erschien zu einer Zeit, als Sigmund Freuds Theorie von der Neurose und der Heilung von traumatischen Störungen in der Wiener Gesellschaft einiges Aufsehen erregte. Übereifrige Leser haben Emmas Vorhaben, mit ihrem Mann zu reden und ihre Untreue zu beichten, als therapeutisches Gespräch zwischen einem Seelenarzt und einer Kranken gedeutet. Das ist wohl zu viel des Guten. Aber es wird zu



Der österreichische Arzt, Erzähler und Dramatiker **Arthur Schnitzler** gilt als einer der bedeutendsten Vertreter der Wiener Moderne.

Foto: Ferdinand Schmutzer/Wikimedia

einer langen Aussprache zwischen Emma und ihrem Mann kommen. Und beide werden versuchen, die Beschädigungen ihrer Ehe zu heilen und eine ehrlichere Form ihres Zusammenlebens zu finden.

Die Novelle *Die Toten schweigen* war ein großer literarischer Erfolg für den Autor. Zahlreiche Lesungen des Textes wurden veranstaltet. Am Ende war Arthur Schnitzler ihrer leid und ging nicht mehr hin.

Gerd Schrammen

Wien um 1890, am Prater. Ein heimliches Liebespaar hat sich verabredet.

Er ertrug es nicht länger, ruhig im Wagen zu sitzen; er stieg aus und ging auf und ab. Es war schon dunkel; die wenigen Laternenlichter in dieser stillen, abseits liegenden Straße flackerten, vom Winde bewegt, hin und her. Es hatte aufgehört zu regnen; die Trottoirs waren beinahe trocken; aber die ungepflasterten Fahrstraßen waren noch feucht, und an einzelnen Stellen hatten sich kleine Tümpel gebildet.

Es ist sonderbar, dachte Franz, wie man sich hier, hundert Schritte von der Praterstraße, in irgendeine ungarische Kleinstadt versetzt glauben kann. Immerhin – sicher dürfte man hier wenigstens sein; hier wird sie keinen ihrer gefürchteten Bekannten treffen.

Er sah auf die Uhr ... Sieben – und schon völlige Nacht. Der Herbst ist diesmal früh da. Und der verdammte Sturm.

Er stellte den Kragen in die Höhe und ging rascher auf und ab. Die Laternenfenster klirrten. „Noch eine halbe Stunde“, sagte er zu sich, „dann kann ich gehen. Ah – ich wollte beinahe, es wäre so weit.“ Er blieb an der Ecke stehen;

hier hatte er einen Ausblick auf beide Straßen, von denen aus sie kommen könnte.

Ja, heute wird sie kommen, dachte er, während er seinen Hut festhielt, der wegzufiegen drohte. – Freitag – Sitzung des Professorenkollegiums – da wagt sie sich fort und kann sogar länger ausbleiben ... Er hörte das Geklingel der Pferdebahn; jetzt begann auch die Glocke von der nahen Nepomukkirche zu läuten. Die Straße wurde belebter. Es kamen mehr Menschen an ihm vorüber: meist, wie ihm schien, Bedienstete aus den Geschäften, die um sieben geschlossen wurden. Alle gingen rasch und waren mit dem Sturm, der das Gehen erschwerte, in einer Art von Kampf begriffen. Niemand beachtete ihn; nur ein paar Ladenmädels blickten mit leichter Neugier zu ihm auf. – Plötzlich sah er eine bekannte Gestalt rasch herankommen. Er eilte ihr entgegen. Ohne Wagen? dachte er. Ist sie's?

Sie war es; als sie seiner gewahr wurde, beschleunigte sie ihre Schritte.

„Du kommst zu Fuß?“ sagte er.

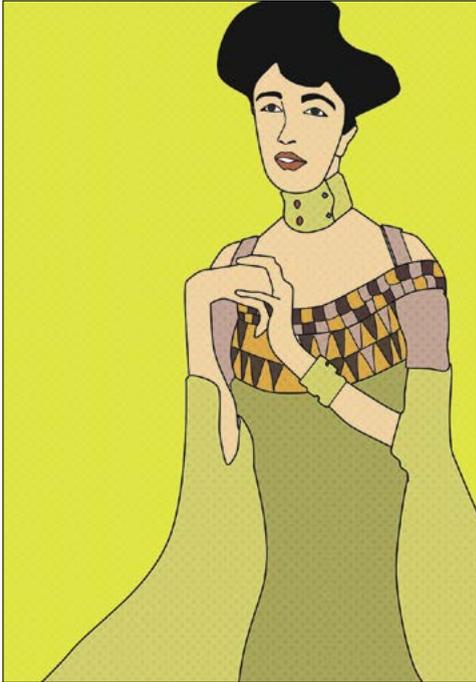
Emma und Franz erörtern, wie es mit ihnen weiter gehen soll. Später steigen sie in eine Kutsche.

Emma stieg ein; nach ihr Franz. Der Kutscher hieb mit der Peitsche drein; wie rasend flogen die Pferde über die aufgeweichte Straße hin. Aber die beiden im Wagen hielten einander fest umarmt, während der Wagen sie hin- und herwarf.

„Ist das nicht auch ganz schön“, flüsterte Emma ganz nahe an seinem Munde.

In diesem Augenblick war ihr, als flöge der Wagen plötzlich in die Höhe – sie fühlte sich fortgeschleudert, wollte sich an etwas klammern, griff ins Leere: es schien ihr, als drehe sie sich mit rasender Geschwindigkeit im Kreise herum, so daß sie die Augen schließen mußte – und plötzlich fühlte sie sich auf dem Boden liegen, und eine ungeheure schwere Stille brach herein, als wenn sie fern von aller Welt und völlig einsam wäre. ...

Und sie hörte sich rufen, ganz leise zwar, aber sie hörte sich. Es kam keine Antwort. Sie versuchte, sich zu erheben. Es gelang ihr soweit, daß sie auf den Boden zu sitzen kam, und als sie mit den Händen ausgriff, fühlte sie einen menschlichen Körper neben sich. Und nun konnte sie auch die Dunkelheit mit ihrem Auge durchdringen. Franz lag neben ihr,



Grafik: Waldryano (Pixabay) nach Gustav Klimt

völlig regungslos. Sie berührte mit der ausgestreckten Hand sein Gesicht, sie fühlte etwas Feuchtes und Warmes darüberfließen. Ihr Atem stockte. Blut ...? Was war da geschehen? Franz war verwundet und bewußtlos. Und der Kutscher – wo war er denn? Sie rief nach ihm. ...

Eine Stimme antwortete ganz in der Nähe: „Wo sind S' denn, gnä' Fräul'n, wo ist der gnä' Herr? Es ist doch nix g'schehn? Warten S', Fräulein, – i zünd' nur die Latern' an, daß wir was sehn, i weiß net, was die Krampen heut hab'n. Ich bin net Schuld, meiner Seel' ... in ein' Schoderhaufen sein s' hinein, die verflixten Rösser.“ ...

Emma ließ sich auf die Knie nieder, und es war ihr, als hörte ihr Herz zu schlagen auf, wie sie das Gesicht erblickte. Es war blaß; die Augen halb offen, so daß sie nur das Weiße von ihnen sah. Von der rechten Schläfe rieselte langsam ein Streifen Blut über die Wange und verlор sich unter dem Kragen am Halse. In die Unterlippe waren die Zähne gebissen. „Es ist ja nicht möglich!“ sagte Emma vor sich hin.

Auch der Kutscher war niedergekniet und startete das Gesicht an. Dann packte er mit beiden Händen den Kopf und hob ihn in die Höhe. „Was machen Sie?“ schrie Emma mit erstickter Stimme, und erschrak vor diesem Kopf, der sich selbständig aufzurichten schien.

„Gnä' Fräul'n, mir scheint, da ist ein großes Malheur gescheh'n.“ ...

„Was sollen wir denn machen?“ sagte Emma mit bebenden Lippen.

„Ja, Fräul'n, wenn der Wagen net brochen wär' ... aber so, wie er jetzt zug'richt ist ... Wir müssen halt weg, bis wer kommt.“ Er redete noch weiter, ohne daß Emma seine Worte auffaßte; aber währenddem war es ihr, als käme sie zur Besinnung, und sie wußte, was zu tun war.

Die Wendung

Sie steigt rasch in einen Fiaker. Schon will sie ihm ihre Adresse angeben, da fällt ihr ein, daß das vielleicht unklug wäre, und sie ruft ihm irgendeinen Straßennamen zu, der ihr eben einfällt. Wie sie durch die Praterstraße fährt, möchte sie gern irgendwas empfinden, aber sie kann es nicht; sie fühlt, daß sie nur einen Wunsch hat: zu Hause, in Sicherheit zu sein. Alles andere ist ihr gleichgültig. Im Augenblick,

da sie sich entschlossen hat, den Toten allein auf der Straße liegen zu lassen, hat alles in ihr verstummen müssen, was um ihn klagen und jammern wollte. Sie kann jetzt nichts mehr empfinden als Sorge um sich. Sie ist ja nicht herzlos ... o nein! ... sie weiß ganz gewiß, es werden Tage kommen, wo sie verzweifeln wird; vielleicht wird sie daran zugrunde gehen; aber jetzt ist nichts in ihr als die Sehnsucht, mit trockenen Augen und ruhig zu Hause am selben Tisch mit ihrem Gatten und ihrem Kinde zu sitzen.

Sie sieht durchs Fenster hinaus. Der Wagen fährt durch die Innere Stadt; hier ist es hell erleuchtet, und ziemlich viele Menschen eilen vorbei. Da ist ihr plötzlich, als könne alles, was sie in den letzten Stunden durchlebt, gar nicht wahr sein. Wie ein böser Traum erscheint es ihr ... unfassbar als Wirkliches, Unabänderliches. In einer Seitengasse nach dem Ring läßt sie den Wagen halten, steigt aus, biegt rasch um die Ecke und nimmt dort einen andern Wagen, dem sie ihre richtige Adresse angibt. Es kommt ihr vor, als wäre sie jetzt überhaupt nicht mehr fähig, einen Gedanken zu fassen. Wo ist er jetzt, fährt es ihr durch den Sinn. Sie schließt die Augen, und sie sieht ihn vor sich auf einer Bahre liegen, im Krankenwagen – und plötzlich ist ihr, als sitze sie neben ihm und fahre mit ihm. Und der Wagen beginnt zu schwanken, und sie hat Angst, daß sie herausgeschleudert werde, wie damals – und sie schreit auf. Da hält der Wagen. Sie fährt zusammen; sie ist vor ihrem Haustor. – Rasch steigt sie aus, eilt durch den Flur, mit leisen Schritten, so daß der Portier hinter seinem Fenster gar nicht ausschaut, die Treppen hinauf, sperrt leise die Tür auf, um nicht gehört zu werden ... durchs Vorzimmer in ihr Zimmer – es ist gelungen! Sie macht Licht, wirft eilig ihre Kleider ab und verbirgt sie wohl im Schrank. Über Nacht sollen sie trocknen – morgen will sie sie selber bürsten und reinigen. Dann wäscht sie sich Gesicht und Hände und nimmt einen Schlafrock um.

Jetzt klingelt es draußen. Sie hört das Stubenmädchen an die Wohnungstür kommen und öffnen. Sie hört die Stimme ihres Mannes; sie hört, wie er den Stock hinstellt. Sie fühlt, daß sie jetzt stark sein müsse, sonst kann noch immer alles vergeblich gewesen sein. Sie eilt ins Speisezimmer, so daß sie im selben Augenblick eintritt wie ihr Gatte.

„Ah, du bist schon zu Haus?“ sagte er.

„Gewiß“, antwortet sie, „schon lang.“

„Man hat dich offenbar nicht kommen gesehn.“ Sie lächelt, ohne sich dazu zwingen zu müssen. Es macht sie nur sehr müde, daß sie auch lächeln muß. Er küßt sie auf die Stirn.

Der Kleine sitzt schon bei Tisch; er hat lang warten müssen, ist eingeschlafen. Auf dem Teller hat er sein Buch liegen, auf dem offenen Buch ruht sein Gesicht. Sie setzt sich neben ihn, der Gatte ihr gegenüber, nimmt eine Zeitung und wirft einen flüchtigen Blick hinein. Dann legt er sie weg und sagt: „Die anderen sitzen noch zusammen und beraten weiter.“

„Worüber?“ fragt sie.

Und er beginnt zu erzählen, von der heutigen Sitzung, sehr lang, sehr viel. Emma tut, als höre sie zu, nickt zuweilen.

Aber sie hört nichts, sie weiß nicht, was er spricht, es ist ihr zu Mute, wie einem, der furchtbaren Gefahren auf wunderbare Weise entronnen ... sie fühlt nichts als: Ich bin gerettet, ich bin daheim. Und während ihr Mann

immer weiter erzählt, rückt sie ihren Sessel näher zu ihrem Jungen, nimmt seinen Kopf und drückt ihn an ihre Brust. Eine unsägliche Müdigkeit überkommt sie – sie kann sich nicht beherrschen, sie fühlt, daß der Schlummer über sie kommt; sie schließt die Augen. ...

„Was hast du?“ sagte der Professor sehr ernst, indem er aufsteht.

„Was ... wie? ... Was ist?“

„Ja, was ist dir denn?“

„Nichts.“ Sie drückte den Jungen fester an sich.

Der Professor sieht sie lang an. „Weißt du, daß du begonnen hast, einzuschlummern und –“

„Und?“

„Dann hast du plötzlich aufgeschrien.“

„... So?“

„Wie man im Traum schreit, wenn man Alpdrücken hat. Hast du geträumt?“

„Ich weiß nicht. Ich weiß gar nichts.“

Und sich selbst gegenüber im Wandspiegel sieht sie ein Gesicht, das lächelt, grausam, und mit verzerrten Zügen. Sie weiß, daß es ihr eigenes ist, und doch schaudert ihr davor ...

Und sie merkt, daß es starr wird, sie kann den Mund nicht bewegen, sie weiß es: dieses Lächeln wird, solange sie lebt, um ihre Lippen spielen. Und sie versucht zu schreien. Da fühlt sie, wie sich zwei Hände auf ihre Schultern legen, und sie sieht, wie sich zwischen ihr eigenes Gesicht und das im Spiegel das Antlitz ihres Gatten drängt; seine Augen, fragend und drohend, senken sich in die ihren. Sie weiß: übersteht sie diese letzte Prüfung nicht, so ist alles verloren. Und sie fühlt, wie sie wieder stark wird, sie hat ihre Züge, ihre Glieder in der Gewalt; sie kann in diesem Augenblick mit ihnen anfangen, was sie will; aber sie muß ihn besitzen, sonst ist es vorbei, und sie greift mit ihren beiden Händen nach denen ihres Gatten, die noch auf ihren Schultern liegen, zieht ihn zu sich; sieht ihn heiter und zärtlich an.

Und während sie die Lippen ihres Mannes auf ihrer Stirne fühlt, denkt sie: freilich ... ein böser Traum. Er wird es niemandem sagen, wird sich nie rächen, nie ... er ist tot ... er ist ganz gewiß tot ... und die Toten schweigen.

„Warum sagst du das?“ hört sie plötzlich die Stimme ihres Mannes. Sie erschrickt tief. „Was hab' ich denn gesagt?“ Und es ist ihr, als habe sie plötzlich alles ganz laut erzählt ... als habe sie die ganze Geschichte dieses Abends hier bei Tisch mitgeteilt ... und noch einmal fragt sie, während sie vor seinem entsetzten Blick zusammenbricht: „Was hab' ich denn gesagt?“

„Die Toten schweigen“, wiederholt ihr Mann sehr langsam.

„Ja ...“ sagt sie, „ja ...“

Und in seinen Augen liest sie, daß sie ihm nichts mehr verbergen kann, und lange sehn die beiden einander an. „Bring den Buben zu Bett“, sagte er dann zu ihr; „ich glaube, du hast mir noch etwas zu erzählen ...“

„Ja“, sagt sie.

Und sie weiß, daß sie diesem Manne, den sie durch Jahre betrogen hat, im nächsten Augenblick die ganze Wahrheit sagen wird.

Und während sie mit ihrem Jungen langsam durch die Tür schreitet, immer die Augen ihres Gatten auf sich gerichtet fühlend, kommt eine große Ruhe über sie, als würde vieles wieder gut. ...

Im Tunnel der Horizont

Wissenschaftler, die ohne den vermeintlichen Umweg über ihre eigene Sprache gleich auf Englisch veröffentlichen, verschulden eigenhändig, dass ihre Leistung wenig gewürdigt wird.

Von Oliver Baer

Ob Wissenschaftler miteinander auf Deutsch, Englisch oder Mandarin verkehren, geht nur sie an. Sie wissen, was sie tun, in ihrem Fachgebiet. Beim Umgang mit der Sprache jedoch irren sie. Auf Englisch müssen sie nicht nur veröffentlichen, sie wollen auch wahrgenommen werden. Die englische als Weltsprache der Wissenschaft zu preisen, nützt wenig. So bleiben zwei Fehler unbeachtet. Der eine fußt auf einem Missverständnis, der andere auf einer Missachtung.

Das Missverständnis ist so leicht erklärt, wie es schwer auszuräumen ist. In aller Regel beherrschen Wissenschaftler keine Fremdsprache wie ihre eigene. Bis auf die Könner, um sie geht es hier nicht. Den Übrigen gelingt schöpferisches Denken in der fremden Sprache so, als müssten sie zum Sprint in Wanderstiefeln antreten. Das gilt auch für die Darstellung ihrer Arbeit. Sogar Mathematiker benötigen die Bilder und vor allem das Bildende einer reichhaltigen Sprache, und selbst die größten Geiger üben täglich. Die Musik vom Blatt zu fiedeln, ist Virtuosität, keine Kunst.

Überschätzte Englischkenntnis

Woher bezieht die Gesellschaft den Traum, man könnte Englisch beherrschen? Wäre ein sprachlich hilfloser, vielleicht autistischer, aber genialer Physiker ein Experte zweiter Klasse? Unsere Englischkenntnisse überschätzen wir hierzulande maßlos, Wissenschaftler belegen es mit ihrem Stummelenglisch. Der Mediziner Eckhart Hahn meint, deutsche Forscher wirkten mit Englisch „unbeholfen im Diskurs mit englischen Muttersprachlern, wie Babys“. Woher auch sollten sie es besser können? Von Biologen geschliffenes Englisch zu verlangen, ähnelte einer Rechtschreibprüfung für Marathonläufer.



Wissenschaftler wollen wahrgenommen werden. Dabei geht es ihnen um Substanz und darum, wie man sie vermittelt.

„Der unter deutschen Gebildeten am weitesten verbreitete Aberglaube ist der, dass sie Englisch können“, meinte der Publizist Johannes Gross; er kannte sich aus. Engländer und Deutsche verstehen schon unter angeblich identischen Begriffen nicht dasselbe. Unsere Milliarde ist in den USA eine Billion – ein schlichtes Beispiel. Schwerer wiegt dieses: *Justice* gilt als die richtige Übersetzung für Gerechtigkeit. Im Englischen steht mit *justice* meistens die *Gerechtigkeit* vor Gericht im Brennpunkt. „Wenn wir Deutschen von Gerechtigkeit sprechen, meinen wir eher Aspekte, die sich mit *fairness* oder *equality* übersetzen lassen“, sagt Rosemarie Lühr. Da lässt sich erahnen, wie sich Wissenschaftskulturen schon an der Sprache scheiden.

Darüber hinaus unterschätzen wir das rhetorische Werkzeug, mit dem der *native speaker* den Nichtmuttersprachler schachmatt setzt. Für die Wissenschaften ist Eloquenz kein brauchbarer Maßstab. Da geht es um Substanz und darum, wie man sie vermittelt. Für beides ist die Muttersprache besser ausgestattet. Englisch wird nicht stattdessen, sondern darüber hinaus benötigt.

Unterschätzte Übersetzer

Der Irrtum deutscher Wissenschaftler, dass ihr Englisch genüge, ist verständlich. Wer einen Fachartikel aus *The Lancet* versteht, mag glauben, Gleiches

zu schreiben bringe auch er fertig, das Fachvokabular besitzt er. Die produktive Fähigkeit, auf hohem Niveau zu schreiben, verlangt hingegen Sprachkunst. Auf C2, der höchsten Stufe des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen (GER), begegnet man Muttersprachlern in einem nach oben offenen Raum. Sprachkenner wissen, dass sogar ein Jahrzehnt in Wisconsin nicht genügt, um mit *native speakers* auf gleicher Augenhöhe mitzuhalten.

Sinngemäß trifft auf Wissenschaftler zu, worum die Brüsseler Dolmetscher immer wieder bitten: Bleiben Sie in Ihrer Muttersprache, dann können wir sagen, was Sie ausdrücken möchten! Am Arlberg wären wir skeptisch, würde einer zum Bergretter berufen, weil er im Pulverschnee gut aussieht. Engländer erwarten den souveränen Umgang mit ihren Redensarten und Redewendungen; als Fremder verwendet man sie falsch und blamiert sich. Kurzum, es gibt keinen guten Grund, auf die Dienste hervorragender Translatoren zu verzichten – außer einer guten Frage: Gibt es sie in ausreichender Zahl? Wenn nicht, müssen sie ausgebildet, geschätzt und gut bezahlt werden.

Des Problems zweiter Teil

Offen ist das zweite Problem, die Missachtung. Da sie in ihren Sprachen verschiedene Wege des Denkens gewohnt sind, kommen Fran-

zosen zu abweichenden, vielleicht besseren Lösungen als Chinesen oder Deutsche. Das beflügelt den Wettstreit der Ideen, es verhindert den Tunnelblick auf den Horizont. Lassen sich alle auf nur eine Sprache ein, werden sie zu den gleichen Denkroutinen neigen und auf Lösungswege durch anders gebildete Denkwelten allmählich verzichten. Die Weltsprache dient nun mal zu vielen Herren und verliert dabei an Genauigkeit. Um sich dennoch bildhaft auszudrücken, zugleich präzise zu bleiben, muss man sich viel mehr bemühen – und dafür das Werkzeug kennen.

Der Glaube, dass sich das Beste von allein durchsetzen werde, ist auf diesem Felde eine blasse Hoffnung. Die Bedeutung des Englischen entfaltet sich entlang einer historischen Linie, die weniger dem klaren Denken als der wirtschaftlichen Verdrängung verpflichtet war und weiterhin ist. Dieses zu beklagen, ist hier nicht der Ort. Wo aber Innovationen gar nicht erst zum Zuge kommen, weil sie sprachlich quer liegen, da amputieren wir uns freiwillig.

Argumentative Routinen

Verfasser von Fachbeiträgen müssen einsehen, dass die Wahrnehmungsfähigkeit der Leser für die mutmaßliche Logik von Sprache zu Sprache variiert. Es gibt anerkannte argumentative Routinen, die in wissenschaftlichen Aufsätzen obwalten. Beiträge werden leicht ignoriert, wenn ihre Form den Lesern als unangemessen vorkommt. Hat der Schüler das Thema verfehlt, quält sich sein Lehrer trotzdem durch den Aufsatz, er möchte eine gerechte Note geben. Angesichts eines deutschen Fachaufsatzes verhalten sich anglophone Kollegen vielleicht ebenso fair, sie müssen es nicht. Selbst wenn es in vorzüglichem Englisch vorläge, würden sie manches Papier nicht lesen, wenn sie sich an „dieser typisch deutschen“ Eigenart unserer Argumentationsweise stören. So kann schon die Einleitung eines wissenschaftlichen Papiers bewirken, dass es kaum gelesen wird.

Deutsche Wissenschaftler verkennen, dass ihre Darstellung bei den englischen Muttersprachlern als *nicht üblich* gilt. Das Übliche ist unstrittig, es wird vorgezogen. Das geht Experten nicht anders. Sie sorgen sich um ihre akademische Reichweite: Welche Publikatio-

nen werden wo zitiert? Die Deutungshoheit über das Zitierbare und das Ignorierbare liegt bei den Zitierindizes (der wichtigste ist der amerikanische Science Citation Index, SCI). Zitierkartelle gab es schon vorher – Netzbürger kennen ähnliche Meinungsblasen aus den sozialen Medien. Neu ist, dass Unternehmen darüber befinden, welche Fachmagazine, welche Netzseiten in die Indizes aufgenommen werden und welche nicht. Außen vor bleibt, was nicht auf Englisch erschienen ist. Schon das müsste Zweifel an dieser amerikanisch geführten Wissenskultur wecken.

Wissenschaftler müssen auf Englisch verkehren, und die Leistung der Hochschulen muss gesehen werden. Das gelingt umso besser, je mehr Ansehen die Wissenschaftler erwerben, wie Eichhörnchen die Nüsse sammeln. Aus den Zählungen der Indizes entstehen Ranglisten des Ansehens. Wer oben steht, kann Sponsoren und Fördermittel einwerben. Die Menge der Nüsse und ihre Sortierung müssen nur dem entsprechen, was die Amerikaner als üblich ansehen.

Begriffslogik gegen Plädoyer

Diese Einschränkung kann man nicht ernst genug nehmen. Deshalb erlernen klugerweise die deutschen, spanischen, japanischen Autoren als Zusatzqualifikation die „am besten zitierbare“ Form. Sie nehmen zur Kenntnis, wie im Englischen bereits auf der Schule in den Debattierclubs typische Routinen des Denkens eingeübt werden. Peter Ustinov berichtet, wie er als Schüler gezwungen wurde, nicht seinen Standpunkt, sondern den der Gegenseite zu vertreten. Auf diese Weise lernt zu gewinnen, wer den anderen rhetorisch aufs Kreuz legt.

Im Wörterbuch finden wir die Konjunktion *weil*. Anscheinend ein klarer Fall: *weil* entspricht *because*, es geht um Begründung. Dictleo.org im Internet bietet an: *because, by reason that, due to the fact that, in that, since*. Daraus geht aber nicht hervor, dass *weil* und *because* im Diskurs den Einstieg in zweierlei Wissenskulturen darstellen. „Deutsche Autoren entfalten an dieser Stelle mit Vorliebe die Logik eines Begriffs, während englische Überzeugungsarbeit leisten und ein Plädoyer halten“, führt Burkhard Müller aus. In der



Wissenskulturen sind in ihren Muttersprachen zu Hause. Im Englischen zählt die Kunst der Debatte: In der Tradition englischer Universität werden die Dinge, wie vor einem Gerichtshof, durch einen formalisierten Streit geklärt.

Tradition englischer Universität werden die Dinge, wie vor einem Gerichtshof, durch einen formalisierten Streit geklärt. „Heißt es *because*, darf man sich darauf gefasst machen, nunmehr die unterstellten Motive des Gegners zu hören.“ Wir kennen so etwas aus verfilmten Verhandlungen vor englischen Gerichten. Sie sind unterhaltsamer als die Szenen in deutschen. Ob sie *gerechter* sind – nach unserem Rechtsempfinden – tut nichts zur Sache, im Englischen zählt die Kunst der Debatte.

Problemlos ignorierte Texte

Die Wissenskulturen sind in ihren Muttersprachen zu Hause. Die Beschränkung auf Englisch käme dem Verzicht auf vier Fünftel der weltweit möglichen Erkenntnis gleich. In jeder Fachgemeinschaft hat sich eine Erwartungshaltung herausgebildet, welche Darstellungsform sie als wissenschaftlich anerkennt.

Aus deutscher Feder liest sich schon die Einleitung zu einem wissenschaftlichen Papier grundlegend anders als die eines englischen Autors, sagt der Linguist Winfried Thielmann, „mit dem fatalen Ergebnis, dass bei einfacher Übersetzung des Textes in ansonsten **makelloso** Englisch dennoch Verwirrung und Unmut resultieren“. Der erste Eindruck bestimmt, ob man weiterliest. Deutsche Einleitungen würden bei Engländern auf „blankes Unverständnis“ stoßen, sagt Thielmann: „Es ist davon auszugehen, dass

Wissenschaftler, die das Englische für ... einfach und problemlos hantierbar erachten, Texte produzieren, die im angelsächsischen Sprachraum ... ebenso problemlos **ignoriert** werden können.“ Sein Rat: Die Einleitung nicht übersetzen, sondern **völlig neu aufbauen!** Gar nicht so einfach, denn um im Rahmen englischer Traditionen zu denken, müsste man in ihnen aufgewachsen sein.

Lösung in vier Stufen

Verfechter der englischen *Lingua franca* berufen sich auf die Rolle des Lateinischen im Mittelalter: Da habe sich die akademische Welt auf eine Sprache beschränkt. Das stimmt zur Hälfte: Während und nach der Renaissance ging die plötzliche Fülle der wissenschaftlichen Erkenntnisse einher mit dem Niedergang des Lateins. Galilei, Leibniz, Newton hätten noch mit lateinischer Disziplin, aber bereits in italienischen, deutschen, englischen Gedankenflüssen gedacht, rückt der Sprachwissenschaftler Helmut Glück das Argument ins Licht. Sie unterscheiden zwischen der **Denkleistung** in der Muttersprache und ihrer **Veröffentlichung** in der Weltsprache.

Ähnlich sähe die Reihenfolge heute aus: erst die logischen Routinen, in denen Beiträge entwickelt werden, dann die Sprachen ihrer Veröffentlichung. Vier Stufen der Lösung bieten sich an:

- (1) Man schreibt und veröffentlicht in Fachmedien der Muttersprache

- (2) In der Muttersprache verfasst man das Papier, zumindest die Einleitung, neu für anglophone Lesegewohnheiten
- (3) Professionelle Translatoren schaffen aus Fassung (2) die englische Version
- (4) Auf Englisch veröffentlicht wird das Produkt aus (3)

Was wie ein teurer Aufwand aussieht, eröffnet die Chance auf Eingang in die Zitierindizes. Diese Aussicht ist eine Erneuerung der geistigen Infrastruktur wert. Verloren gegangene deutsche Fachmedien müssen, zumindest digital, neu gegründet werden. Für Übersetzer müssen Planstellen entstehen. Ein Übersetzer, der sein Können täglich stundenlang probt wie der Primgeiger seine Etüden, ist durch keinen Amateur ersetzbar. Auch künstliche Intelligenz kann Translatoren auf dem geforderten Niveau nicht ersetzen, denn wo Neues, bisher nicht Gedachtes entsteht, scheitern Algorithmen.

Wissenschaftler und Politiker sollten sich auf die Muttersprache besinnen und den Umgang mit der Weltsprache neu begreifen. Die Frage stellt sich auch geopolitisch: Haben etwa die Chinesen – dem Abendland jahrhundertlang überlegen – der Welt nichts Wichtiges zu bieten? Müssten wir, wenn schon unterwürdig, nicht besser Mandarin lernen, schon in der Kita? Oder entdecken wir spätestens an dieser Wegmarke, dass jede vernünftige Überlegung in und mit der Muttersprache beginnt?


 Von Dativ
und Goliath

Apropos Apposition



7 Wilhelmine Lübke war die Ehefrau Heinrich Lübkes, ...

- a der zweite Bundespräsident.
- b dem zweiten Bundespräsident.
- c dem zweiten Bundespräsidenten.
- d des zweiten Bundespräsidenten.



Deutschlands bekanntester Sprachexperte schreibt hier für die Sprachnachrichten.

Von Bastian Sick

Dies ist eine der 200 Fragen aus dem dritten Band meiner Reihe »Wie gut ist Ihr Deutsch?«, der im August erscheinen wird. Es ist eine der leichteren Fragen, und ich bin sicher, dass die Leserinnen und Leser der »Sprachnachrichten« einhellig befinden werden, die richtige Antwort müsse d) sein: des zweiten Bundespräsidenten. Womit sie recht hätten. Denn der Beisatz (fachsprachlich: Apposition) steht immer im gleichen Fall wie der Name, auf den er sich bezieht. Auf dem Foto mag Heinrich Lübke neben seiner Ehefrau stehen, im Text indes steht er im Genitiv, daher muss auch der Beisatz im Genitiv stehen.

So will es die Regel, eine der einfacheren, zumal logischen in unserer ansonsten so komplizierten Grammatik.

Und doch tun sich viele damit schwer; selbst jene, die die Sprache zu ihrem Beruf gemacht haben. Ein Leser, dem ich auf

diesem Wege noch einmal sehr herzlich für seine Anregungen danken möchte, hat etliche Beispiele aus einer großen überregionalen Tageszeitung gesammelt, die belegen, dass es mit der einfachen Kasusgleichheit zwischen Beisatz und Bezugswort doch nicht immer so einfach ist.

Beispiel Nr. 1: »Vor diesem Hintergrund wirkt die Debatte um Frank Castorf, einem Ikonoklasten alter Schule, völlig unzeitgemäß«. Als Leser stolpert man zunächst über das Wort »Ikonoklast«, das sicherlich nicht jedem geläufig ist, um gleich darauf ein weiteres Mal zu stolpern, nämlich über den Fall, in dem der Beisatz steht. Der hört sich nämlich verdächtig nach Dativ an, während der Name, auf den er sich bezieht (Frank Castorf), im Akkusativ steht. So weit, so unlogisch.

Beispiel Nr. 2: »Der Kölner Juraprofessor beherrscht die Kunst der klaren Rede, weshalb er Präsident des Deutschen Hochschulverbandes ist, dem Berufs-

verband der Wissenschaftler.« Dem? Wer immer es war, der diesen Satz verfasste: Die Kunst der korrekten Kasuswahl beherrschte er nicht. Statt eines grammatischen Gleichklangs erzeugte er eine Dissonanz – als hieße der Fachbegriff für den Beisatz nicht »Apposition«, sondern »Opposition«.

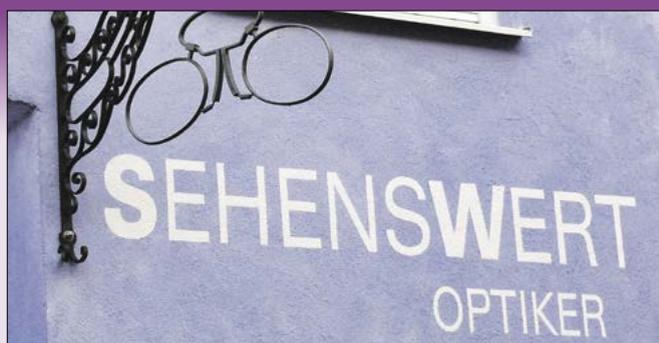
Insgesamt waren es gut ein Dutzend Beispiele dieser Art. Da der Leser sie alle im Kulturteil seiner Tageszeitung gefunden hatte, nahm ich zunächst an, sie stammten alle von demselben Redakteur. Das würde einiges erklären. Aber ganz so einfach ist es nicht. Die Zahl der Verursacher ist sehr viel größer.

Der Duden-Band 9 über die sprachlichen Zweifelsfälle widmet dem Thema »Apposition« darum auch mehrere Seiten, wobei er feststellt, dass Abweichungen von der Kasusgleichheit unter bestimmten Bedingungen möglich seien: Wenn der Beisatz ohne Artikel angeschlossen wird, könne er auch im Nominativ ste-

hen: »das Wirken dieses Mannes, Vorkämpfer [nicht: Vorkämpfers] für die Rassengleichheit« Oder wenn der Beisatz nicht als nähere Bestimmung, sondern als (verkürzter) Zusatz aufgefasst wird. Auch dann könne er im Nominativ stehen: »Am Ufer der Enns, ein Nebenfluss der Donau, machten sie Rast.« Es muss hier nicht »eines Nebenflusses der Donau« heißen, wenn man den Einschub als verkürztes »das ist ein Nebenfluss der Donau« auffasst.

Die Möglichkeit, dass der Beisatz im Dativ stehen kann, wenn sein Bezugswort im Genitiv steht, schließt der Duden jedoch aus. Ein anderes Werk, das »Wörterbuch der Sprachschwierigkeiten«, erklärt den (häufigen, aber eben fehlerhaften) Wechsel zum Dativ mit einer »Scheu vor dem Genitiv, speziell ... vor einer Häufung von Genitiven«. Dem wage ich nicht zu widersprechen, denn dass der Dativ dem Genitiv sein Tod sei, ist mir seit Längerem ein Begriff.

Nomen
est
omen



Fotografiert von Helmut Nachtigall.

Wenn Ihnen ähnliche Übereinstimmungen begegnen: knipsen und Bild an die Sprachnachrichten-Redaktion. Wir drucken ab jetzt in dieser Rubrik jeweils ein Fundstück ab. Auf diese Idee sind auch schon andere gekommen, aber mittelfristig machen wir daraus ein Buch.

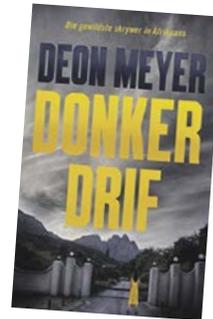


Menschenfresserei hat auch die Schweiz erreicht, jetzt sogar mit rassistischem Einschlag: **Indianerfleisch** wird in Wengen im Berner Oberland angeboten.

BAERENTATZE

Sprache der Unterdrückter

Was aus den Muttersprachen wird, ist im südafrikanischen Kapland möglicherweise bereits zu beobachten. Englisch ist Lingua franca und Medium der Eliten, von Afrikaans gibt es bereits mindestens einen Jargon. Nachvollziehbar ist das im Original der weltweit gelese- nenen Krimis des Kapstädters Deon Meyer. Geradezu liebevoll bringt er uns die Mischung der Ethnien nahe, wobei er den gängigen Versöhnungskitsch weitgehend vermeidet. Statt in der Weltsprache schreibt er in seiner afrikaansen Muttersprache, in der Sprache der Buren, aller Welt bekannt als Instrument der Unterdrückter.



beharrliche Sprachfreunde sind die Funde an Wörtern, die uns al- tertümlich vorkommen: *misdaad* für Verbrechen, die Verzweiflung ist *wanhoop*, die Begeisterung *geesdrif*. Wie mag sich hierzu- lande das einfache Volk ausge- drückt haben, als Entlehnungen aus dem Lateinischen und Fran- zösischen nur den Gebildeten geläufig waren?

So bebildert Meyer Umgebun- gen, in denen sich Wandel tat- sächlich vollzieht, bevor er die Sprache prägt, die der Unterdrü- cker wie der Unterdrückten. Wie sprachlicher Zwang Trotz gebiert. Im neuen Südafrika tummeln sich die Eliten und Aufsteiger in der Weltsprache der Kolonia- listen. Vielleicht ahnen sie, was ihnen entgeht, denn menschliche Wärme liegt in den Dialekten, in den Jargons, wo die Leute reden, wie der Schnabel gewachsen ist, was sie sich zu eigen machen, und was sie am Aufstieg auch zu behindern droht.

Deutsch ist auf einem ähnli- chen Weg wie Afrikaans, von an- glophilen Eliten verpönt, im Pre- kariat immer weniger geschätzt und Neuankömmlinge zweifeln, wozu sie es überhaupt noch ler- nen sollten. Es gäbe einigen An- lass beizeiten zu vermitteln, statt mit forciertem Redeweise die Ge- sellschaft bekehren zu wollen. Insofern dienen ausgerechnet Krimis aus Afrika als Fingerzeig und Warnung zugleich.

www.baerentatze.de

Von Oliver Baer

Seine Mutter- statt der Welt- sprache verwendet Meyer mit offenbar hintersin- niger Freude. So kann er eine Farbenvielfalt darstellen, die in den Übersetzungen verblasst. Ur- wüchsig ist der Jargon der Kap- städter „Braunen“. Dazu muss man wissen, für zwanzig Mil- lionen ist Afrikaans die zweite Lingua franca Südafrikas, für sechs Millionen ist es die Mutter- sprache, davon zählen mehr als die Hälfte zu den Unterdrückten. Zumal im Kapland nennen sich die Farbigen (Coloureds) selber

bruin. Waren sie früher nicht ge- nügend *wit*, sind sie im Regenbo- gen-Südafrika nicht *swart* genug, stets stehen sie zwischen besetz- ten Stühlen. Ihnen, den Meistbe- trogenen der Wende, gilt Meyers besondere Sympathie, aber auch die Übrigen im Polizeiapparat kommen gut weg: die Gewin- ner, zumal die Zulu und Xhosa, aber auch die Verlierer, die sogar als alte Hasen ihres Faches der sogenannten positiven Diskri- minierung unterliegen. Meyer erzählt von dennoch wachsen- dem Respekt, sogar Zuneigung unter den gemischten Kollegen im Polizeialltag, und von ihren Begegnungen mit so manchem Verdächtigen oder Zeugen, dem das Regenbogensüdafrika nicht in den Kram passt. Mitunter ide- alisiert Meyer, trotzdem stim- men seine Bilder, man muss ihn nur zu Ende lesen – am besten im Original.

Eine Zumutung? Aber Neu- gierige werden mit herrlichen Dialogen belohnt. Typisch für

die schwarzen Polizisten ist ihr bemühter Gebrauch eines ge- wählten Englisch, welches er unübersetzt lässt. Die Braunen im Kapland bewegen sich, je nach Milieu, zwischen einem wildwüchsigen bis hin zu einem gebildeten Afrikaans. Ihre Rede strotzt vor englischen Redensarten, zwischen zwei Satzzeichen wechseln sie auch mehrmals die Sprache. Das ist komisch, saftig, echt. Man genießt das Einfühlungsvermö- gen des Autors in das ethnische Gemisch seiner Heimat, wo zur gleichen Zeit die nicht mehr Aparten zusammenfinden, und andere ihre Vorurteile weiter opflegen.

Zur Echtheit des Ambientes zählt, wie unbefangen Meyer vor keinem der – auch in Südafrika schon immer – verpönten Wör- ter zurückschreckt. Wie sonst soll man Chauvinisten darstellen, jene die am liebsten unter sich bleiben, als in ihrer authenti- schen Wortwahl? Ein Bonus für



Dipl.-Ing. Oliver Baer ist Publizist. Sein Buch „Von Babylon nach Globylon“ ist im IFB Verlag Deutsche Sprache erschienen.
Foto: privat

Donald Duck zensiert

Immer häufiger tritt das Phä- nomen auf, dass bestimmte Wörter oder Redewendungen hinterfragt und auch ausgetauscht werden – oft aus Gründen der vermeintlichen „political correct- ness“, also der Annahme, dass etwas politisch korrekt sein muss. Jetzt hat es Donald Duck getroffen, die Ente aus Entenhausen. In einer seiner Geschichten tritt Fridolin Freudenfett auf, ein Freiwilliger, der bei einem Wettbewerb einen Ertrunkenen mimen soll. Die Fi- gur: Ein dickes Schwein.

Die Übersetzerin Dr. Erika Fuchs hatte von 1951–1988 die Übersetzungen der Disney-Co- micbücher rund um Micky Maus und seine Freunde maßgeblich

übernommen. In ihren Sprechbla- sen waren feingeistige Anspielun- gen; dazu gesellten sich Ausdrücke für Geräusche oder geräuschlose Vorgänge, wie es sie vorher noch nicht gab: *bibber*, *schlotter*, *raschel* – all dies verlieh den Comics Tiefe.

In den neuen Fassungen des Egmont-Verlages ist Kennern jetzt aufgefallen, dass einige Lautmale- reien verändert worden sind. Bes- onders hart hat es eben Fridolin Freudenfett getroffen: Während das Bild vorher noch perfekt zum Namen passte (und umgekehrt), schmückt ihn jetzt ein glattgebü- gelter Nachname: Fridolin Freund- lich. Die Umbenennung hält der Egmont-Verlag aus Rücksicht auf



Kein Scherz: Politische Korrektheit erreicht auch Entenhausen.

fettleibige Menschen für erfor- derlich. Die Deutsche Sprachwelt berichtete darüber.

Die Donaldisten – also die be- kennenden Anhänger der Donald- Duck-Geschichten – sind entsetzt: „Uns ist bewusst, dass ein sensibler Umgang mit rassistischen, sexistischen und anderen Stereotypen in der Sprache wichtig ist. Genauso wichtig ist es, zwischen Alltags-

sprache und literarischen Texten zu unterscheiden. (...) Diese dürfen nicht beliebig korrigiert, gesäu- bert und zensiert werden, auch nicht zugunsten politisch-gesell- schaftlicher Korrektheit“, heißt es in einem Brief an den Verlag. Mitunterzeichner sind u. a. die Li- teraturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek und der Literaturkritiker Denis Scheck. SN

Faktenblind

Ein Sprachkritiker in der ideologischen Sackgasse // Von Josef Bayer

Seit seinem Erscheinen im März 2021 fristet ein Buch des Sprachwissenschaftlers Henning Lobin in den Regalen deutscher Buchhandlungen ein eher beschauliches Dasein: Sprachkampf. Wie die Neue Rechte die deutsche Sprache instrumentalisiert. Obwohl aus Sicht der Sprachwissenschaft nicht ernst zu nehmen, soll es dennoch nicht unwidersprochen bleiben, denn schon der Untertitel dieser offenbar in Eile zusammengeschriebenen und beim Dudenverlag veröffentlichten Schmähchrift setzt in Erstaunen. Schließlich ist allgemein bekannt, dass nicht die Neue Rechte – wer damit letztlich auch alles gemeint sein könnte – sondern eine erstarkte Links-Grüne *cancel culture* die deutsche Sprache bis an die Grenzen des Erträglichen mit allerlei skurrilen Vorschriften und Empfehlungen in eine Art Sprachkrieg zu führen versucht.

Wer sind die angesprochenen „Neuen Rechten“? Für ein besonders rückwärtsgewandtes nationalistisch und identitär gefärbtes Bild des Deutschen stehe, so Lobin, insbesondere der Verein Deutsche Sprache (VDS). Der VDS sei ein „Kampfverband“, der es als seine vornehmliche Aufgabe sehe, das Deutsche als Kultursprache und Wissenschaftssprache zu erhalten und gegen die zunehmende Anglisierung zu verteidigen; hinzu komme der Kampf gegen die sich ausweitende Gendersprache.

Als politischer Arm der Neuen Rechten gelte die AfD. Lobin verweist auf deren Grundsatzzprogramm, in dem die identitätspolitische Rolle der deutschen Sprache mehr als in allen anderen Parteiprogrammen eine Rolle spielt. Die darin enthaltenen Forderungen sind für Lobin durchgehend kritisch zu sehen, wenn nicht strikt abzulehnen: Deutsch im Grundgesetz verankern, Deutsch als immaterielles Kulturerbe, weltweite Förderung zur Erlernung



Josef Bayer zählt zu den renommiertesten Sprachwissenschaftlern der Bundesrepublik. Nach einer Professur an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und Gastprofessuren in Wien und Verona hatte er von 2000 bis 2016 den Lehrstuhl für Allgemeine und Germanistische Linguistik an der Eliteuniversität Konstanz inne. Von 2001/2003 war er Dekan seiner Fakultät.

Foto: uni-konstanz.de



des Deutschen, Gleichstellung des Deutschen in der EU, Erhaltung des Deutschen als Unterrichtssprache an den Hochschulen, Ablehnung einer falsch verstandenen Internationalisierung durch das Englische, Ablehnung pc-konformer Sprachvorgaben, Ablehnung geschlechterneutraler Eingriffe in die historisch natürlich gewachsene Sprache.

Lobins Vorwurf: Die Führung des VDS – also in erster Linie das FDP-Mitglied Walter Krämer – hätte „einiges dazu beigetragen, ihre eigenen Mitglieder für eine neurechte Partei wie die AfD anschlussfähig zu machen“ (S. 123). Der VDS biete Vorformen dessen, was auf den für Lobin offenbar vollkommen indiskutablen Blogs Achse des Guten und Tichys Einblick etablierter Stil sei.

Statt diejenigen zu benennen, die das Deutsche zu einem Tummelplatz haltloser Reformen machen, um damit ihr ideologisches Süppchen zu kochen, bezichtigt er den VDS der Instrumentalisierung der Sprache.

Was diese Konvergenz inhaltlich nahelegt, das tritt hier in den Hintergrund. Ein Schlüsselwort reicht. Wichtig scheint es dem Autor zu sein, den VDS als eine „Vorfeldorganisation“ der AfD zu enttarnen. Differenzierungen interessieren ihn nicht.

Kapitel 6 des Buches, mit dem Untertitel „Identitäre Politik mit anderen Mitteln“, bemüht sich, die Vernetzung von Sprache und kultureller Identität eines Volkes wegzureden. Eine solche Identität gäbe es gar nicht. Sprache werde in entsprechenden Diskursen nur vorgeschoben, um davon unabhängige finstere nationalistische und rassistische Ziele zu verfolgen.

Vollkommen daneben geht Lobins Argumentation, wenn er auf S. 128 völlig unvermittelt auf die Rolle der Dialekte zu sprechen kommt. Hier wird auf einmal der Rückwärtsgang eingelegt: „Alle Menschen, die einen Dialekt sprechen, wissen, wie sehr das Bild der Herkunftsregion und ein Gefühl von Heimat durch nur wenige Wörter hervorgerufen werden können.“ Das Pendel schwingt plötzlich ins Positive, und Lobin bricht eine Lanze für die Dialekte, ebenso wie für Minderheitensprachen wie Friesisch, Sorbisch, Slowenisch usw. Jedem VDSler, AfDler oder sonstigem Heimatfreund müsste es hier warm ums Herz werden. Identitätsstiftung für die Dialekte und Minderheitensprachen ja, aber für das Deutsche nein. erinnert man sich zudem an das knapp zuvor präsentierte Plädoyer für die Gendersprache, dann fragt man sich, wie das zusammengehen sollte. Hat sich schon mal jemand gegenderten Dialekt vorgestellt?

Sprachkampf enthält viele weitere Ungeheimheiten. Die Gebrüder Grimm werden als Autoritäten angeführt, um für die Angemessenheit von weiblichen Formen wie Gästin und

Lieblingin zu werben. Unter den Tisch gekehrt wird dabei, dass diese Formen allenfalls in der Literatur früherer Jahrhunderte ein marginales Dasein hatten und im heutigen Deutsch unbekannt bzw. für die Sprecher inakzeptabel sind.

Lobin verrennt sich in eine geradezu aberwitzige Verdrehung der Wirklichkeit. Statt diejenigen zu benennen, die das Deutsche zu einem Tummelplatz haltloser Reformen machen, um damit ihr ideologisches Süppchen zu kochen, bezichtigt er den VDS und andere herbeifabulierte neurechte Kräfte der Instrumentalisierung der Sprache. Mir sind die Innovationen der Genderlinguistik bestens bekannt, während mir entsprechende Vorschläge von der rechten oder rechtskonservativen Seite seit der Sprache des Dritten Reichs nicht unter die Augen gekommen sind. Der schwarze Peter liegt hier eindeutig bei Lobin und nirgends sonst.

Die mangelnde Objektivität dieses Buches zeigt sich nicht nur inhaltlich sondern auch rein äußerlich. Personen und Werke, die Lobin genehm sind, heißen „die Mainzer Sprachhistorikerin Damaris Nübling“, „der Linguist Anatol Stefanowitsch“, „das 2018 erschienene Grundlagenwerk Genderlinguistik“ oder „Luise Pusch, eine der Begründerinnen der feministischen Linguistik“. Die andere Seite kommt nicht so gut weg. Der frühere Präsident des Deutschen Lehrerverbandes Josef Kraus ist der „ehemalige Lehrerfunktionär“, Prominente, die den Aufruf „gegen den Genderunfug“ unterzeichnet haben, sind eine „kuriose Riege von Politikern, Künstlern, Showgrößen, Medienpersönlichkeiten und einigen Professoren“. Marc Jongen ist der „Parteiphilosoph“ usw. Der diffamierende Stil zeigt durchgehend, dass Lobin mit Sprachkampf kein ernstzunehmendes wissenschaftliches Buch vorgelegt hat, sondern ein Pamphlet, das die tatsächlichen Auseinandersetzungen über die deutsche Sprache von den Füßen auf den Kopf stellt.

Mit dem Ruf „Haltet den Dieb!“ werden diejenigen an den Pranger gestellt, die sich gegen die (völlig gescheiterte) Rechtschreibreform, gegen Denglisch, gegen Genderdeutsch, gegen das Verschwinden des Deutschen als Wissenschaftssprache und als gesellschaftlicher Identitätsstifter zur Wehr setzen.

Ich muss gestehen, dass ich von einem Direktor eines Instituts für Deutsche Sprache, das nach einer Geistesgröße wie Gottfried Wilhelm Leibniz benannt ist, etwas anderes erwartet hätte.

Henning Lobin: Sprachkampf: Wie die Neue Rechte die deutsche Sprache instrumentalisiert. Duden-Verlag. 192 S. 15,00 €. ISBN 978-3-411-74004-8

VDS im Netz – Infos mit hoher Schlagzahl

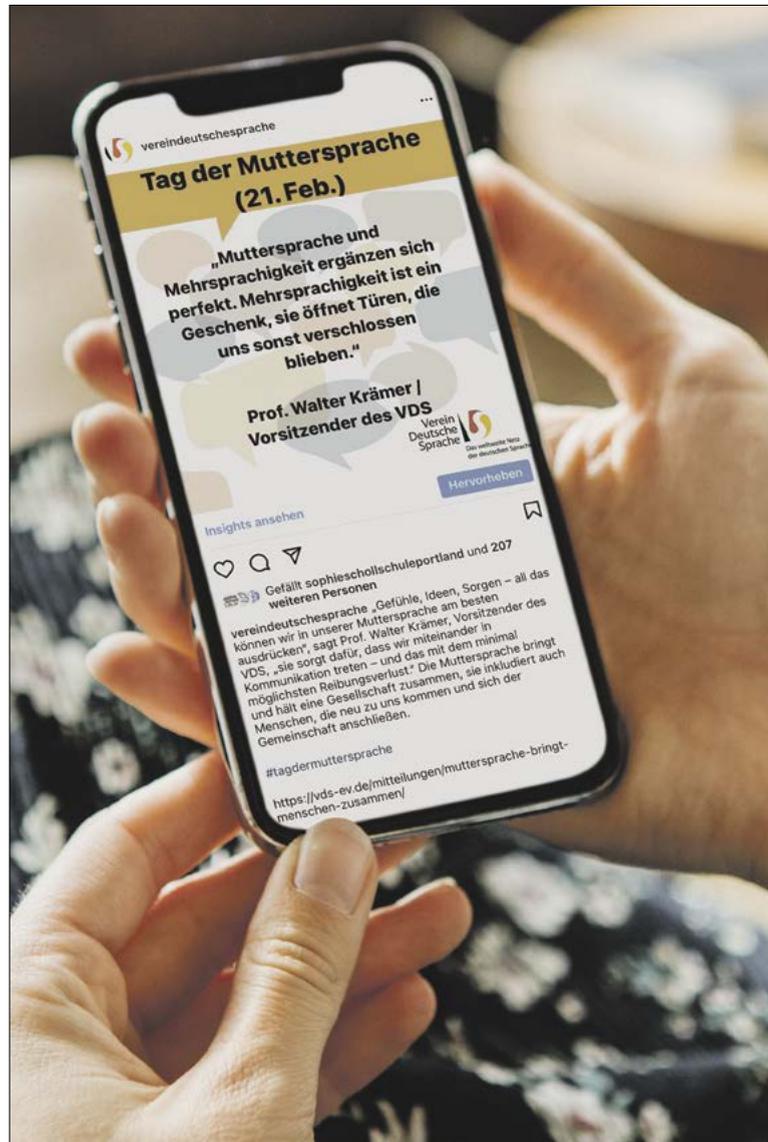
Vereine sind gemütlich, manchmal auch ein wenig ZU gemütlich. Auch wenn die Internetseite auf den Betrachter statisch wirkt – im Hintergrund tut sich eine Menge. Viele der Informationen, die wir verbreiten, können nicht bis zum nächsten Erscheinungstermin der „Sprachnachrichten“ warten, sie müssen schneller an den Mann (und gendergerecht auch an die Frau!) gebracht werden. Das passiert vor allem über die sozialen Medien.

Als zuverlässige Plattform mit einer hohen Verbreitung hat sich Twitter erwiesen. Mit seinen knapp 5.000 Abonnenten ist eine schnelle Streuung fast garantiert. Viele Journalisten und Politiker folgen uns, kommentieren und teilen unsere Inhalte. Durch diese Aktion sehen wiederum deren Abonnenten eine Aktivität, die Weitergabe der Informationen erfolgt also exponentiell.

Während Twitter eine begrenzte Zeichenzahl zulässt, lebt Facebook von der Möglichkeit, Sachverhalte länger und ausführlicher darzustellen. Vor allem Fremdartikel, aber auch VDS-Inhalte werden hier präsentiert. Die Kommunikation mit unseren Abonnenten ist gradliniger, nicht so verstreut wie bei Twitter.

Instagram nutzt der VDS vor allem für das Teilen von Fotos, aber auch kurzer, prägnanter Zitate zum Thema Sprache. Dafür haben wir eigene Hintergrundbilder, sogenannte Kacheln, die wir anpassen können. So entsteht ein einheitliches Bild, der Benutzer erkennt sofort, dass etwas zu uns gehört.

Besonders ans Herz legen möchten wir unseren Lesern den Infobrief. Hier erfahren sie kurz und knapp alles über die wichtigsten sprachlichen Neuigkeiten einer Woche. Dabei blicken wir über den Tellerrand hinaus und berichten nicht nur übers Gendern, das aktuell den Großteil der Presseberichte ausmacht; auch Dialekte werden beleuchtet, exotische Sprachen, die nur noch von wenigen Muttersprachlern gespro-



chen werden; und auch Amüsantes kommt zum Zug, wie zum Beispiel die Idee der Tierschutzorganisation Peta, auf Redewendungen mit Tieren zu verzichten: „Da brat mir doch einer 'nen Storch“ sei viel zu gewalttätig Tieren gegenüber.

Für den Infobrief müssen Sie sich anmelden – das geht ganz einfach und unkompliziert auf unserer Internetseite unter Presse und Medien → Infobrief, dann kommt er Ende der Woche per E-Mail zu Ihnen. Jede Woche gibt es Neuigkeiten zum Thema Sprache. Weil aber das Internet sehr groß und die Informationsflut darin schier unermesslich ist, macht

sich der VDS jede Woche daran, die spannendsten und wichtigsten Informationen zu suchen. Es ist alles mit dabei: Von der Hirnforschung bei Primaten, die auf die Sprachverarbeitung beim Menschen schließen lassen, über internationale Sprachinseln, die zeigen, wie mannigfaltig die Welt der Sprachen ist, bis hin zu aktuellen Entwicklungen der deutschen Sprache. Dazu gibt der Sprachwissenschaftler Horst Haider Munske in einem kurzen Essay einen Einblick in verschiedene sprachliche Besonderheiten, wie zum Beispiel die Herkunft des Wortes „impfen“. SN

Kennen Sie eigentlich schon unseren LinkedIn-Auftritt?

Er ist der jüngste der Kanäle des VDS in den Sozialen Medien: die Seite bei LinkedIn. Das Netzwerk wird hauptsächlich zur beruflichen und geschäftlichen Vernetzung genutzt. Firmen präsentieren hier ihre Produkte, kommunizieren aber auch freie Stellen oder neue Wege bei Fragen der Arbeitsroutine. In Themengruppen können sich die Mitglieder austauschen und neue Ideen entwickeln.

Während es bei Twitter und Facebook eher schnelllebig und durchaus auch mal hektisch zugeht, lebt LinkedIn von prägnanten Momenten, die nicht unbedingt täglich verbreitet werden müssen.

Buchpreis für das beste Deutsch-Abitur

Auch dieses Jahr kann der VDS gemeinsam mit der Stiftung Deutsche Sprache wieder die besten Deutsch-Abiturienten an vielen Schulen Deutschlands mit einer Buch-



Auch 2021 vergibt der VDS einen Preis für die beste Abiturientenleistung im Fach Deutsch.

prämie belohnen. Es haben sich 450 Schulen für die Auszeichnung angemeldet. Diese werden nach Abschluss der Prüfungen die besten Absolventen des Jahrgangs benennen.

Die Schüler erhalten die „Sternstunden der deutschen Sprache“ inklusive einer Urkunde und eines Glückwunschscheibens der beiden Herausgeber Walter Krämer und Josef Kraus. Die Aktion wurde durch eine großzügige, zweckgebundene Spende finanziert. SN



Einfach den QR-Code einlesen und „Gefällt mir“ anklicken.

LESERBRIEFE

Du, Sie und Zwischenformen

Mit Interesse las ich die Artikel zu „Du oder Sie“ in SN 89. Ich bin 82, und das immer mehr sich ausbreitende Du berührt mich sehr unangenehm. Ich empfinde es schlichtweg als ungehörig und ungezogen, von wildfremden Menschen oder als Kundin einer Firma geduzt zu werden.

Unsere so facettenreiche deutsche Sprache kennt außer dem familiär-vertrauten oder aufdringlich-hemdsärmeligen Du und daneben dem Distanz wahrenen Sie doch wunderbare Zwischenformen! Eine freundschaftlich-vertraute Anrede mit etwas Distanz ist das Sie mit Vornamen, das Hamburger Duzen. Oder in Süddeutschland die Anrede mit Ihr oder Euch. Merkwürdigerweise werden diese Anreden in den Sprachnachrichten nicht erwähnt.

*Dr. Leonore Dennhöfer,
Baden-Baden*

Falsches Du

Ich lese die Sprachnachrichten immer gerne und mit Genuß. Es ist eine gut gemachte Zeitung. Danke dafür! Ich war überrascht, in der letzten Ausgabe von so wenig Widerstand gegen die zunehmende Duzfreudigkeit zu lesen (SN 89, S. 7, 8). Der Beitrag von Frau Uhl (S. 5) entsprach dann doch meiner Auffassung. Das „Sie“ im deutschen Sprachgebrauch ist höflich und signalisiert distanzierteren Respekt. Kinder werden geduzt, während diese die Erwachsenen siezen. Hier wird auch eine Art Hierarchieunterschied, bezogen auf die geistige Reife deutlich. Die Anrede Du von einem Unternehmen, das mir etwas verkaufen will, wirkt übergriffig und hat etwas von Manipulation. Es soll eine Vertraulichkeit suggeriert werden, die nicht da ist. Wir sind keine Freunde.

Ich habe vor kurzem einen Versicherungsanbieter gewechselt, weil dieser mich mit „Du“ angeschrieben hat. Ich bin übrigens nicht mehr ganz so jung und schreibe in Briefen „Du“ immer noch groß. Aus Höflichkeit und Respekt. *Andreas Roller, Windhagen*

Plisch und Plum

Frauen seien beim Generischen Maskulinum immer mitgemeint, heißt es (SN 89, S. 2). Das führt in die Irre und zu falschen Diskussionen. Grammatikalische Genera waren bereits Teil der Sprache, bevor es Linguisten gab, die ihre Formen systematisch klassifizierten. Die Bezeichnungen Maskulinum, Femininum und Neutrum wurden nachträglich vergeben, um die Unterschiede benennen zu können. Mit dem biologischen Geschlecht hat das überhaupt nichts zu tun. In der Physik kennen wir ähnliche Begriffsbildungen. So bezeichnen wir elektrische Ladungen als positiv und negativ. Dies bedeutet nicht, daß die einen gut und die anderen schlecht wären. Man hätte die Ladungen genauso gut plisch und plum nennen können, und

Wir freuen uns über Kritik und Lob, über letzteres natürlich mehr. Leider können wir nicht alle Leserbriefe abdrucken, müssen oft auch kürzen. Dafür bitten wir um Verständnis. Schreiben Sie bitte an leserpost@vds-ev.de.

die Genera Quom, Quam und Quim. Jedenfalls ist der mittlerweile Dudennotorische Mieter genauso männlich wie der Stuhl, der Hundehaufen oder der Wahnsinn.

Oder der Mond, der in Frankreich eine Frau ist: la lune – Geschlechtsumwandlung beim Grenzübergang? Und Flugzeuge, die im Französischen männlich sind wie le Concorde, werden im Deutschen weiblich: „die“ Concorde. *Knut G. Emmert,
Frankfurt am Main*

Verschwundene Dialekte

Martin Heidegger aus Meßkirch soll hartes Bodensee-Schwäbisch gesprochen haben (SN 88, S. 4). Das kann nicht stimmen, denn Meßkirch liegt einigermaßen weit entfernt vom Bodensee und gehört zu Baden.

Mich würde interessieren, inwieweit ein Zusammenhang zwischen Land und Landschaft und andererseits Dialekten besteht. Mit der Vertreibung aus den Ostgebieten verschwanden Dialekte wie Schlesisch, Ostpreußisch oder das pommersche Platt für immer. Wären umgekehrt die Menschen aus Baden-Württemberg und Bayern vertrieben worden und befänden sich jetzt an der Ostsee, so wären auch diese Dialekte untergegangen, obwohl Schwäbisch recht hartnäckig ist.

Schlesische Mundartstücke von Gerhart Hauptmann sind heute gar nicht mehr oder nur mit großen Schwierigkeiten aufführbar, weil die Schauspieler den schlesischen Dialekt nicht richtig erlernen können. Mit den Dialekten verschwinden somit auch wichtige Kulturgüter.

*Prof. Helmuth Steininger,
Oberteuringen*

Rechtswidrige Rettung aus Seenot

Ich bejahe Ihre Grundziele, die Erhaltung und Förderung der deutschen Sprache. Eigentlich wollte ich es meiner Frau gleichtun und dem Verein Deutsche Sprache beitreten. Das kommt für mich leider nicht mehr in Frage. Wenn Sie es nötig haben, mit einer Anti-Gender-Frau wie Carola Rackete für Ihre Belange zu werben, dann scheint es mit Ihrem Verein nicht weit her zu sein (SN 89, S. 7). Offensichtlich finden Sie keine anderen hinreichend bekannten Frauen, die das Gendern ablehnen. Frau Rackete wurde durch eine „Seenotrettung“ bekannt, die in Wirklichkeit eine erzwungene, rechtswidrige Schiffsanlandung an der italienischen Küste war. Sie gehört der Organisation *Extinction Rebellion* an, die notfalls auch Gewalt anwendet.

Dr. Georg Steger, Odelzhausen

Die Schwäche der Männer

Gender-Aktivistinnen wollen die Sprache verändern (SN 89, S. 7). Was erstaunt, ist die mangelnde Gegenwehr der Männer, deren schädlichen Einfluss auf die Sprache frau mit allen Mitteln ungeschehen machen möchte. In einer Sendung mit Anne Will im März sprach die Spiegel-Journalistin Amann von Ministerpräsidentinnen und Ministerpräsidenten. Man merkte ihr an – wie anderen Sprechern –, dass dies gerade bei langen Wörtern unschön klingt und lästig ist.

Norbert Röttgen als Teilnehmer von „Hart aber fair“ ließ sich auf den Gender-Neusprech nicht ein, sondern blieb beim normalen, regelkonformen Sprachgebrauch. Andere Sprecher gendern, aber man merkt ihnen an, dass sie es ungern tun.

Die breite Masse der Männer jedoch wehrt sich nicht. Warum macht kein Gast bei Anne Will oder in anderen Talkshows den Genderneusprech zum Thema? Oder benutzt ostentativ das generische Maskulinum?

Die feministischen Sprachverdrehler wissen, dass die Stärke der Frauen aus der Schwäche der Männer resultiert, die sich quasi mit Halsband und Leine bereitwillig durch die Mannege führen lassen.

Bernhard Winters, Hamm

Ungleichheit betont

Mit der Gendersprache wird weder Gleichheit noch Gerechtigkeit geschaffen, sondern die Ungleichheit betont. Das ist genau das Gegenteil davon, was man eigentlich erreichen will. Die Gesellschaft fühlt sich gegängelt, und überall muss überlegt werden, ob man sich gendergerecht richtig ausdrückt, was zu entsetzlichen Doppelungen führt. Keine Frau hat davon einen Nutzen. Nichts verbessert sich in punkto Gleichberechtigung. Es ist eine Art Wortklauberei: kleinlich, pedantisch, engstirnig, verklemmt und spießig!

Allen einigermaßen gebildeten Menschen ist bewusst, dass die Artikel „der, die, das“ nicht die Geschlechtlichkeit bestimmen, sondern dass die Sprache historisch gewachsen ist und damit auch die Vergabe von Artikeln einem Zufall folgt, den wir heute vielfach nicht mehr nachvollziehen können. Wenn sich die Dudenredaktion der Gendersprache unterwirft, dann wird sie Spott ernten.

Dr. Rüdiger Liebold, Dresden

Das geht mir zu weit

Was die von „Genderer*Innen“ – ich kriege es einfach nicht richtig hin und mag es auch nicht lernen – ins Feld geführte Diskriminierung angeht: Das

Problem liegt im Verhalten, nicht in der Sprache (SN 89, S. 7). Es wird immer Menschen geben, die sich über andere lustig machen oder ihnen das Leben schwer machen wollen, trotz deren im Einzelfall durchaus berechtigter Anliegen.

Ja, es gibt Diskriminierung. Doch woran wir arbeiten müssen, ist das „Leben und leben lassen“, eine gewisse Toleranz in allem. Ein Anrecht auf ihre Einstellung haben auch die sich nicht diskriminiert Fühlenden. Momentan dominieren im Netz ja jegliche Minderheiten. Die Zwangsveränderung der Sprache, die unsere ohnehin schwierige Sprache noch schwieriger macht, wird eher dazu führen, die Gräben zu vertiefen. Genau das, was wir nicht brauchen.

Ich bin Rechtsanwältin Ende 50, also auch eine Frau, und finde, wir sind in Sachen Gleichberechtigung rundum weit gekommen. Was jetzt abgeht, das geht mir zu weit.

Gabriele Brießmann, Vaterstetten

Gott mit Sternchen

Diplomtheologe Lux empfiehlt in seiner Antwort auf Peter Hahne, man möge nach Wunsch und Wille der Katholischen Studierenden Jugend nicht in festgefahrenen Gottesbildern verharren. Er schreibt von der Weite der Gottesbilder, ausgedrückt durch den Genderstern (SN 89, S. 22).

Nun bezeichnet sich der katholische Christ vor jedem Gebet mit dem Kreuz und spricht: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Das Glaubensbekenntnis beginnt mit den Worten „Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater.“ Und das Gebet, das Jesus zu beten gelehrt hat, hebt an mit „Vater unser, ...“.

Die vier Evangelien berichten von vielen Anlässen, wo sich Jesus an Gott wendet. Jedesmal spricht er Gott als Vater an. „Vater, wenn es dein Wille ist, möge dieser Kelch an mir vorübergehen.“ Oder: „Niemand kommt zum Vater als durch mich.“ In der Genesis heißt es schon: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bild. Als Mann und Frau schuf er sie.“ Dies als meine Anmerkungen zum Genderstern bei „Gott“.

Ich – und ich bin Agnostiker – bedaure es von ganzem Herzen, dass Peter Hahne altersbedingt beim ZDF ausgeschieden ist. Seine Stimme fehlt! *Walter Knoch, Speyer*

Nomen est omen

In ihrem Leserbrief findet Renate Decker-Cornill es verletzend, über Namen zu spotten (SN 89, S. 23). Ich stoße bei meiner Familienforschung auf einige teils ganz ungewohnte, teils lustige Namen. Sie erheitern mich ohne jeden Gedanken an Spott. Hier sind Fundstücke aus öffentlich einsehbaren Quellen, alle aus Tirol: Stefan Sarg, Bestatter; Johann Leitgeb, Wirt und Gastgeb (Leitgeb ist ein altes Wort für den Weinschenk und

Gastgeb für einen Wirt); Wendelin Stecher, Torfstecher; Lorenz Weißbacher aus Schwarzbach; Elisabeth Nagl, geb. Sarg.

Hartwig Egger, Hall in Tirol

Einige Schwierigkeiten

Ein großes Lob zu dem „Rätsel der Lieder“ (SN 89). Es war mir ein Vergnügen, daran zu tüfteln. Bis auf 2 haben wir – wenn auch mit einigen Schwierigkeiten – alles enträtselt.

Ehrhard Wall, Berlin

Ostpreußen-Hymne

Das „Rätsel der Lieder“ hätte mir noch mehr Spaß gemacht, wenn Ihnen bei Nr. 6 nicht ein unverzeihlicher Fehler unterlaufen wäre: „Ännchen von Tharau“ ist zwar ein schönes Lied aus Ostpreußen, aber man kann es unmöglich als „Ostpreußen-Hymne“ bezeichnen. Für mich als Ostwestfälin ist „Land der dunklen Wälder“ vielmehr die Ostpreußen-Hymne, da es die Landschaft und die Natur beschreibt, die ich leider selbst noch nie kennengelernt habe.

Helma Leidag, Kassel

Belarus

Früher sagten wir Weißrussland, heute heißt es Belarus. Wie im Englischen, das wir gern nachahmen. In der Schweiz, in Österreich, den Niederlanden, in Belgien, überall wurde der Name Weißrussland beibehalten, teils in Übersetzung. So zum Beispiel bei den Franzosen, die *Biélorussie* sagen. Ausgehend von Belarus müssten die Bewohner Belarusen und Belarusinnen heißen. Also mit einem weichen s. Zum Glück sind sie weiter Weißrussen und -russinnen.

Ich vermute politische Korrektheit hinter Belarus. Irgendwann sagen wir dann Estonia und Lettonia für Estland und Lettland oder *Côte d'Ivoire* für die Elfenbeinküste.

Bernd Detemmerman,
Tervuren/Belgien

Allgemeine Briefe an den VDS

Deutsch quaken

Was mir auffällt und auf den Gehörnerv geht: Dass nicht nur das geschriebene Deutsch durch Gendern und Denglisch entstellt wird, sondern auch die gesprochene Sprache den ihr zugemessenen Wohlklang zu verlieren droht!

In gaumen-nasaler Redeweise, die keinen Cantus mehr kennt, quaken vom Amerikanischen beeinflusste junge und „junggebliebene“ Leute in einer Tonlage drauf los, die nicht dem Klang der deutschen Sprachmelodie entspricht. Gehört und übernommen haben sie es von jenen Bildschirmrednern, die offensichtlich ohne Sprechbildung gleich vom Froschteich weg auf die öffentliche Bühne

befördert wurden. Und das sind erkennbar recht viele – Schauspieler, Politiker und andere – und es werden immer mehr.

Die Harmonie des nasalen Französisch ist zu bewundern. Das Reden und Singen der Amerikaner müssen wir weltweit erdulden. Deutsch klingendes Quaken jedoch ist unerträglich. Rudolf Mayr, Lauf a. d. Pegnitz

Es gab Sprachpolitik in Deutschland

Ich wundere mich über eine Äußerung von Henning Lobin, Direktor des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache. In einem Spiegel-Interview antwortet er auf die Frage, ob es historisch betrachtet eine besondere Neigung der Deutschen gäbe, Sprachpolitik zu betreiben: „Das Gegenteil ist der Fall. Wir haben in Deutschland die Tradition, keine Sprachpolitik zu betreiben.“

Da verschlägt es einem fast die Sprache. Wie kann der Germanist Lobin darüber hinwegsehen, dass Deutschland in dieser Beziehung eine ganz üble Tradition besitzt. Goebbels Propaganda-Raffinesse und überhaupt die Sprache des Dritten Reiches, hervorragend seziert in Victor Klemperers Buch „Lingua Tertii Imperii“, dürften Herrn Lobin doch bekannt sein. Und auch in der DDR – wenn auch unter anderen Vorzeichen – wurde ganz gezielt Sprachpolitik betrieben, um Menschen zu manipulieren oder politische Interessen durchzusetzen. Andreas Götze, Strausberg

Die Vorständin

In der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung vom 11. April 2021 ist auf Seite 29 von einer „Ex-Siemens-Vorständin“ die Rede. Es macht keinen Sinn, mit Leuten zu diskutieren, die keinen Respekt vor der „Würde der Alltagssprache“ (Prof. Dr. Hugo Steger) haben. Aber es macht Sinn, darauf hinzuweisen, dass hier mehr als nur die Sprache verbogen wird.

Das Wort „Vorstand“ ist ein Kollektivbegriff, der nicht nach dem natürlichen Geschlecht seiner Mitglieder unterscheidet. Entsprechend finden sich auch Wörter wie „die Innung“ (fem.) oder „das Komitee“ (neutr.). Aus sprachwissenschaftlicher Sicht liegt bei dem unsinnigen Versuch, „Vorstand“ zu gendern, eine Verwechslung von Sprachwissen und Weltwissen vor. Da es jeder Logik entbehrt, Kollektivbegriffe zu gendern, rotieren seit der FAS-Lektüre meine Synapsen um sich selbst. Und das meine ich nicht ironisch. Betrachtet man zudem die Endung „-in“ als Minikonkret von „Vorstand“, entfaltet sich in meinem Kopf das ganze ideologische Denkgebäude. In dem Fall darf man dann auch die These wagen, ein Wort wie „Vorständin“ sei verlogen. Ja, in der Tat: Auch einzelne Wörter können lügen!

Mein Fazit: Der Sprachgebrauch der FAS grenzt an Gehirnwäsche. Des-



halb bleibt mir nur die Wahl, den Stecker zu ziehen und mein Abonnement zu kündigen – um mir meine psychische Gesundheit zu bewahren. Resilient sein, heißt fortan für mich, über Ausdrücke wie „Vorständin“ lachen zu können. Und lachen ist ja in der Tat gesund. Danke, FAS!

Prof. Dr. Helmut Ebert, Bestwig

„Deshalb“ oder „von daher“?

Mir ist aufgefallen, dass anscheinend kein Mensch mehr „deshalb“ oder „deswegen“ sagt, sondern nur noch „von daher“. Mir kommt das ziemlich gestelzt vor und es geht mir auf die Nerven. Bin ich da zu pingelig?!

Sigrid Natterer, Ismaning

Sexualisierte Gewalt

Meine Kenntnisse der deutschen Sprache habe ich zwischen 1949 und 1957 auf der Volksschule erworben. Ich glaube, dass ich dabei schon ein Gefühl für unsere Sprache entwickelt habe. Mich irritiert der Ausdruck „sexualisierte Gewalt“, besonders in Bezug auf die Vorgänge in kirchlichen Einrichtungen. Nach meinem Sprachverständnis stelle ich mir vor, dass „sexualisierte Gewalt“ den Wandel einer Gewalthandlung ohne sexuelles Ziel zu sexuellen Handlungen hin bedeutet. Er scheint aber zu bedeuten, dass die in Rede stehende Gewalthandlung schon einer sexuellen Intention entspringt. Was ist richtig? Für jede Aufklärung wäre ich dankbar.

Karl Vogelhuber, Gunzenhausen

Keine Worte mehr

Kürzlich nahm ich im Forschungszentrum Garching bei der Vorstellung eines Projektes der Firma SAP teil. Diese Präsentation für den Stadtrat erfolgte ausschließlich in englischer Sprache. Hat man da noch Worte? Wie

soll ein Stadtrat, der ja nicht aus Wissenschaftlern zusammengesetzt ist, verstehen, was diese Leute wollen.

Es ist unfassbar für mich, als Normalbürger, wenn eine Minderheit uns vorschreibt, welche Sprache richtig ist. Darum bin ich froh, dass es Ihren Verein gibt. Renate Zimmermann, Garching

„Linksgrün versifft“

Ich habe von Ihren Aktivitäten im SPIEGEL gelesen, und da ich mich schon seit Jahren über Genderdeutsch, politisch korrektes Neusprech sowie Anglizismen ärgere, dachte ich mir: „Jetzt muss ich die Gelegenheit nutzen, aktiv diejenigen zu unterstützen, die sich dagegen wehren.“

Ich bin übrigens „linksgrün versifft“, polyglott, offen gegenüber Veränderungen, lebe seit Jahrzehnten im Ausland, bin positiv gegenüber Flüchtlingen und fremden Kulturen eingestellt – das nur, um darauf hinzuweisen: Der Genderwahn und die political correctness sowie alle Arten von Zwangskorsetten für die deutsche Sprache sind nicht nur bei vielen Rechten, sondern auch bei vielen linken Bildungsbürgern verhasst!

Eva Röben, Brüssel

Drinbleiben

Mit dem VDS ist es wie mit der Kirche. Wenn man einen Grund sucht auszutreten, findet man einen. Wenn man einen Grund sucht drinzubleiben, findet man auch einen.

Meine Gründe drinzubleiben sind die guten Sprachnachrichten und die politische Arbeit auf Bundesebene. Natürlich wäre ein örtliches Vereinsleben mit entsprechenden Aktivitäten eine Bereicherung. Klaus Holz, Straubenhardt



Gemeinsam stärker

Ring Christlich-Demokratischer Studenten und VDS beschließen Partnerschaft

Am 11. März 2021 haben der Verein deutsche Sprache (VDS) und der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS) Sachsen beschlossen, eine Partnerschaft einzugehen. Der Landesvorsitzende des RCDS Sachsen, Peter Flaske, findet zu diesem Beschluss klare Worte: „Die deutsche Sprache ist ein Kulturgut, das für unser Land von unschätzbarem Wert ist. Sie zu schützen und zu bewahren ist eine Aufgabe, der wir uns gemeinsam mit dem VDS gern stellen.“

Leitfäden mit Empfehlungen zur Verfassung von Arbeiten in Gendersprache existieren bereits an vielen Hochschulen Deutschlands. Doch auch eine Verpflichtung zum Gendern, unter Androhung von Punkteabzug, wird für Studenten fortschreitend zur erschreckenden Realität. Das Einhalten von Regeln der deutschen Grammatik wird zur Regelwidrigkeit. Vielerorts berichten Studenten von ihrer Ohnmacht vor

solch institutionellem Zwang und von ihrer ungerechten Behandlung bei Bewertungen. All dies geschieht ironischerweise unter der unwissenschaftlichen Behauptung, unsere Sprache selbst sei „ungerecht“.

Mitglieder des RCDS Sachsen erleben den steigenden institutionellen Druck aus erster Hand. Die Zusammenarbeit mit dem VDS soll ein klares Zeichen gegen diese Entwicklung setzen:

„Die Kooperation des RCDS Sachsen mit dem VDS spricht die Sprache der Freiheit. Freies Denken und freie Forschung an den Hochschulen brauchen eine Sprache, die ohne ideologische Zwänge auskommt. Dafür wollen wir unseren Beitrag leisten“, so Peter Flaske.

Als Auftakt zur Kooperation wurde der VDS am 24. März zum Mitgliederabend des RCDS Sach-

sen eingeladen, um das Thema Gendersprache aus sprachwissenschaftlicher Sicht zu betrachten. Zu Gast war als Referent und Sachverständiger Claus Günther Maas, der beim VDS die Arbeitsgruppe

Freies Denken und freie Forschung brauchen eine Sprache, die ohne ideologische Zwänge auskommt.

„Deutsch in der Schule“ leitet und sich mit Deutsch als Bildungssprache beschäftigt.

In einem Impulsvortrag arbeitete Maas das Thema fachlich und informativ auf. Zunächst wurden Ursprung und Entwicklung der Idee des Genderns, so in Werken von Luise Pusch, umrissen. Anschließend beschäftigte sich der Vortrag ausführlich mit genderlinguistischen Hypothesen und gleich sie mit sprachwissenschaftlichen Grundlagen ab. Dabei wurde

deutlich, dass diese Hypothesen im Grunde Ausdruck eines ideologisch motivierten gesellschaftlichen Änderungswunsches sind und einer wissenschaftlichen Grundlage entbehren. So schafft Sprache beispielsweise selbst nicht Vorstellungen oder Wirklichkeiten, wie oft behauptet, sondern weckt lediglich Bilder aus der gelebten Wirklichkeit. Bei

„Politiker“ denkt heutzutage die Mehrheit an die Bundeskanzlerin Angela Merkel, ungeachtet des Wortgenus.

Folglich wäre der Gleichberechtigung aller Geschlechter ein viel besserer Dienst erwiesen, würde man diese aktiv gesellschaftlich befördern, anstatt gewaltige finanzielle Mittel auf sinnlose Umbenennungen zu verschwenden.

Rigo Neumann

www.rcds-sachsen.de/

GENDERN: VW-Mitarbeiter geht gegen Audi vor

VDS übernimmt Kosten des Falls

Es ist ein mutiger Schritt, den Dr. Andreas Z. (Name geändert) geht: Der VW-Mitarbeiter hat mithilfe seiner Anwälte Burkhard Benecken (Marl) und Dirk Giesen (Düsseldorf) eine Unterlassungserklärung an Audi geschickt. Der Grund: die Gendersprache, die Audi kürzlich eingeführt hat.

Der Verein Deutsche Sprache unterstützt den Mitarbeiter moralisch und finanziell – wir sichern ihm die Übernahme der Kosten zu, die durch das gerichtliche Vorgehen entstehen.

Die Varianten, die Audi in seinem Leitfaden für die vermeintlich geschlechtergerechte Sprache nutzt, führen zu Missverständnissen, heißt es in der Unterlassungserklärung, die dem VDS vorliegt. Sie baue sprachliche Barrieren auf und schaffe Integrationshemmnisse für Menschen mit nicht-deutscher Erstsprache. Vor allem aber sei der Leitfaden ein Verstoß gegen das Grundgesetz: Durch die Regeln „wird das allgemeine Persönlichkeitsrecht unseres Mandanten (Art. 2 Abs. 1 iVm. Art. 1 Abs. 1 GG) in seiner Ausprägung als Schutz der geschlechtlichen Identität verletzt“. Der VW-Mitarbeiter hat sich zu diesem Schritt entschieden, weil er bei seiner Arbeit Überschneidungen mit der VW-Tochter Audi hat. Durch den Audi-Leitfa-

den, der die interne und externe Kommunikation betrifft, hat er also regelmäßig mit Gender_Gap und falschen, allgemeinen Formen, die als Alternative erlaubt sind (z. B. „Teilnehmende“) zu tun. Sein persönlicher Schutzbereich sei dadurch eingeschränkt, weil er entgegen seinem Rollenverständnis angesprochen wird: „Kolleg_innen“ soll ihn mitmeinen, tatsächlich hat der Wortstamm „Kolleg“ jedoch nichts mit einem Menschen zu tun, sondern bezeichne eine Lehranstalt.

„Es war nur eine Frage der Zeit, bis sich jemand traut, sich dieser sprachlichen Umweltverschmutzung entgegenzustellen“, sagt Professor Walter Krämer, Vorsitzender des VDS. Menschen zu einer Sprache zu zwingen, die weder im Alltag gesprochen wird, noch

geltenden Regeln entspricht, sei nicht mehr als ein ideologisch gefärbter Versuch, sich als aufrecht und modern zu verkaufen. Dass neben Unternehmen auch verstärkt Medien, Universitäten und Stadtverwaltungen auf diesen Zug vermeintlicher Geschlechtergerechtigkeit aufsprängen, sei peinlich – und vor allem trage Gendern nicht dazu bei, die Position von Frauen und anderen oft benachteiligten Gruppen tatsächlich zu verbessern. „Menschen, die die deutsche Sprache korrekt sprechen und denen an einer flüssigen Kommunikation ohne nicht dazugehörige Zeichen gelegen ist, werden als rückwärtsgewandt wahrgenommen und in die rechte Ecke gestellt – damit muss endlich Schluss sein“, sagt Krämer.

Audi hat die Unterlassungsverfügung auch nach einer Fristverlängerung, die die Anwälte des Klägers gewährt haben, nicht unterzeichnet. Die Rahmenbedingungen, die vorgebracht worden sind, seien „völlig sachfremd“, so die Audi-Anwälte. Damit wird aktuell (zum Zeitpunkt der Drucklegung dieser Sprachnachricht-

ten-Ausgabe) der nächste Schritt gemacht: Eine Klage soll dafür sorgen, dass sich der Mitarbeiter nicht an das Sprachdiktat von Audi halten muss. Dem VDS ist daran gelegen, eine rechtlich einwandfreie Entscheidung herbeizuführen: „Wir wollen eine nachhaltige, ernsthafte Lösung, an der sich andere Menschen, die sich gegen das Gendern aussprechen, orientieren können“, so Krämer.

Der Schritt des VW-Mitarbeiters sei laut Krämer dennoch richtungswesend, auch für andere, die durch Gendersprache gegängelt werden: „Wir wissen von Studenten, die zum Gendern gezwungen werden – wissen aber auch, dass sie aus Sorge um ihr universitäres Weiterkommen Sorge haben, gegen ihre Dozenten vorzugehen“, so Krämer, „an den Unis herrscht eine Atmosphäre der Angst, wie sie nicht sein darf“.

Studenten, die – wie zuletzt in Kassel – zum Gendern genötigt werden, sichert der VDS ebenfalls die Übernahme der Kosten zu, die im Rahmen einer anwaltlichen Vertretung entstehen.

Dorota Wilke



Wir schreiben das Jahr 2021 und die Pandemie hat die Welt noch immer fest im Griff. Dies hat natürlich seit mehr als einem Jahr gravierende Auswirkungen auf unsere Vereinsarbeit. Alle Treffen in den Regionen sind seit Monaten abgesagt. Die Deutschen Sprachtage 2020 in Dortmund konnten nicht stattfinden und das, obwohl die Dortmunder Geschäftsstelle bereits ein wunderbares Programm ausgearbeitet hatte. Der Vorstand hat deswegen entschieden, die Deutschen Sprachtage im Jahr 2021 wiederum in Dortmund abzuhalten und zwar vom Donnerstag, den 2. bis Sonntag, den 5. September.

Diese Ausgabe der Sprachnachrichten erscheint allerdings in der dritten Woche, nachdem viele Landkreise in Deutschland die Corona-Notbremse gezogen haben. Wir können also noch nicht mit Sicherheit sagen, dass wir uns im September in Dortmund wiedersehen. Meine Einladung erfolgt also unter Vorbehalt.

In diesem Jahr steht die Wahl des Bundesvorstands auf dem Programm. Dieser koordiniert laut Satzung die Vereinsaktionen und hilft den Arbeitsgruppen und Regionen bei

der Umsetzung unserer Ziele. Wer sich hier einbringen möchte: Bitte einen Lebenslauf und maximal zwei DIN-A4-Seiten mit konkreten Vorstellungen zur Vereinsarbeit bei der Geschäftsstelle einreichen, diese Unterlagen werden dann an alle Delegierten versandt. Die vorläufige Tagesordnung hier:

1. Eröffnung der Delegiertenversammlung, Grußworte
2. Rechenschaftsbericht des Vorstands
3. Bericht der Kassenprüfer
4. Aussprache
5. Entlastung des Vorstands
6. Neuwahl des Vorstands
7. Neuwahl der Kassenprüfer
8. Ehrungen
9. Berichte aus den Regionen
10. Berichte aus den Arbeitsgruppen
11. Verschiedenes
12. Schlusswort

In vielen VDS-Regionen haben in den vergangenen Monaten Wahlen der Regionalleitung stattgefunden – und zwar per Briefwahl. Wenn dies andere Regionalvertreter ebenfalls noch nachholen müssen, bitte möglichst bald an die

VDS-Geschäftsstelle wenden. Die Mitarbeiter bereiten dafür alles vor. Eine VDS-Region besteht aus allen Mitgliedern mit denselben zwei Anfangsziffern der Postleitzahl. Pro angefangene 100 Mitglieder gibt es eine Stimme bei der Delegiertenkonferenz.

Bereits gewählte Regionalvertreter müssen aber nicht zwingend neu wählen, den das Pandemie-Gesetz hat für Vereine die bestehenden Wahlämter bis auf weiteres verlängert.

Wenn noch einige Regionen die Wahl durchführen, könnte es das erste Mal klappen, dass alle VDS-Regionen stimmberechtigte Vertreter zur Delegiertenversammlung schicken können.

Ich hoffe also, dass ich Sie im September möglichst alle bei guter Gesundheit wiedersehen oder auch kennenlernen darf. Sollte uns Corona schon wieder einen Strich durch die Rechnung machen, geben wir das natürlich vor dem Erscheinen der nächsten Sprachnachrichten im August bekannt.

Eine Delegiertenversammlung mit Gesichtsmasken und Abstand, aber ohne Geselligkeit und Rahmenprogramm können wir uns nicht vorstellen.

Walter Krämer

Ruhrdeutsch, Kohle, Bier und Fußball

Mit dem Verein Deutsche Sprache durch das Ruhrgebiet



Der VDS kommt zu den Deutschen Sprachtagen 2021 in Dortmund sozusagen nach Hause, weil der Verein hier 1997 gegründet wurde. Die ganze Veranstaltung dauert vom 2.–5. September und ist auf mehrere Orte innerhalb Dortmunds verteilt. Inhaltlich geht es neben den Vereinsangelegenheiten auch um die Sprache des Ruhrgebietes, Kohle und Stahl sowie Bier und Fußball. Wie alle Ballungsräume in Europa ist auch das Ruhrgebiet durch Mehrsprachigkeit gekennzeichnet. Das heutige Ruhrdeutsch ist nach der Wende zum 20. Jahrhundert entstanden. Der frühere niederdeutsche Dialekte wurden zugunsten dieser neuen Regionalsprache aufgegeben, hat aber viele Spuren hinterlassen.

Die diesjährigen Sprachtage beginnen mit der Bildungsfahrt

am Donnerstag, 2. September. Erste Station wird die Zeche Zollern in Dortmund sein, eines der schönsten und außergewöhnlichsten Zeugnisse der industriellen Vergangenheit in Deutschland. Ihr Erhalt 1969 markiert gleichzeitig auch den Beginn der Industriedenkmalpflege in Deutschland. Allein die Zeche ist schon ihren Besuch wert, wir beschäftigen uns aber schwerpunktmäßig mit der Sprache der Bergleute.

Nächstes Schwerpunktthema: Bier. Wir besuchen die größte Brauerei der einstigen Weltstadt des Bieres, die Union-Brauerei im Norden Dortmunds, besichtigen das Brauereimuseum und essen im Brauersaal zu Mittag. Von dort geht es mit dem Bus weiter zu einigen sehenswerten Orten der einstigen Hansestadt Dortmund, unter anderem zum

Borsigplatz und zum Aussichtspunkt Hohensyburg. Das Thema Fußball behandeln wir mit einem Besuch des Westfalenstadions und beschließen die Bildungsfahrt in der Bergmann-Brauerei, die sich im Schatten des beeindruckenden Hochofens Phoenix II befindet. Anmeldeunterlagen zur Bildungsfahrt verschickt die Geschäftsstelle im Juli. Bis dahin sollte es Gewissheit darüber geben, ob die Veranstaltung in diesem Jahr stattfinden kann.

An den folgenden Tagen bieten wir weitere Führungen zu den Sehenswürdigkeiten Dortmunds an, die VDS-Akademie unter der Leitung von Marc-Alexander Glunde wird ein umfangreiches Tagungsprogramm bereitstellen. Getagt wird in den Räumen der DASA-Arbeitswelt-Ausstellung. Dort findet am Abend des 3. September auch

die Eröffnungsveranstaltung mit anschließendem Empfang statt. Für die Delegiertenversammlung am 4. September stehen Räume in den Westfalenhallen zur Verfügung. Es wird zudem ein Pendelbus eingerichtet, mit dem wir die Delegierten und Gäste zu den Veranstaltungsorten bringen können.

Wir haben ein Zimmerkontingent im IBIS-Hotel (Märkische Straße 73, 44141 Dortmund, Tel. 0231 185770) einrichten lassen: Stichwort: „Verein Deutsche Sprache 43018“. Unterstützung bei der Reiseplanung erhält man auch bei Dortmund-Tourismus (Tel. 0231 189990) oder von der VDS-Geschäftsstelle.

Wir versprechen: Das Programm wird sich lohnen und freuen uns auf viele Teilnehmer an den Deutschen Sprachtagen 2021 in Dortmund. Holger Klätte

VDS-Mitglieder einmal anders

Klaus Huber

„Heimatsdichter“ und „Stadtpoet“ sind Bezeichnungen, die einem Mitglied des Vereins Deutsche Sprache e.V. wohl anstehen. Der Schriftsteller und Dichter Klaus Huber kann beides von sich sagen. Der frühere Grundschullehrer (Deutsch und Religion) stammt aus dem badischen Achern und ist nicht nur in seiner Herkunftsregion ein geschätzter Redner, Aphoristiker und Dichter, den man als „Klaus vom Dachsbuckel“ im historischen Kostüm auf Burgfesten, Handwerkermärkten und Chorveranstaltungen treffen kann. Seine Gedichte und Aphorismen liegen zum großen Teil auch gedruckt vor. Huber hat neun Bücher veröffentlicht,

vor allem mit Gedichten, Wortspielereien und Sinnsprüchen. Sein bislang letzter Gedichtband „Poesie in Klängen, die glücklich machen“ haben wir in den Sprachnachrichten Nr. 84 vorgestellt. Vieles, was Klaus Huber schreibt, ist vermutlich aber nirgends veröffentlicht. So schickte er mir nach einer VDS-Regionalversammlung in Offenburg ein Gedicht, das nach eigener Angabe während meines Vortrags über Sprachkritik entstanden sei:

Geltungsbedürfnis

*Wer gerne sprachlich Eindruck macht,
dadurch Begeisterung entfacht,
zeigt bislang, dass er Sprachen spricht –
ob es nun passt oder auch nicht.
Viel wichtiger klingt manches Wort,
stammt es von fremdem Land und Ort.
Wer sprachlich in die Tiefe geht,
dem liegt am Herz, dass man versteht,
was er mit Worten sagen will.
Er hält nicht vor dem Deutschen still,
weil mancher dann deutlich versteht,
was einem über alles geht.*

Klaus Huber liegt die deutsche Sprache am Herzen. Das drückt er nicht nur durch seine seit 2009 bestehende Mitgliedschaft im VDS aus. Gemeinsam mit Erich Lienhart leitet er die Region 77.

Er spielt oder spielte auch auf ganz anderen Bühnen, zum Beispiel beim „Autoren-Netzwerk Ortenau“, als langjähriger Vorsitzender des „Steinbach-Ensembles“ Baden-Baden oder als Mitglied des deutsch-polnischen Freundeskreises in Achern. Für diesen unterrichtete Huber Germanistikstudenten der Katholischen Universität Oppeln

und trug als Dichter vor Deutschklassen in Oppeln und Umgebung sein Programm „Aus dem Schreibgiebel geplaudert“ vor. Ergebnis war, dass die Schüler seine Gedichte akzentfrei und auswendig rezitierten konnten. „Nächstes Jahr habe ich wieder (mit dann 75 Jahren) vor, Freunde in Schlesien zu besuchen“, freut sich Huber schon.

Als Auftragsdichter tritt Huber weiterhin bei zahlreichen Veranstaltungen auf, beim „Historischen Zunft- und Handwerkermarkt“ in Seligenstadt oder bis vor zwei Jahren an den „Mittelalterlichen Winzertagen“ in Steinbach als „Stadtpoet“. Auf seiner Netzseite www.klausvomdachsbuckel.de bietet er aber auch Reden und Gedichte zu allen festlichen Anlässen in Firma und Familie, Stadt und Land, Verein und Zunft an.

Wie der Vater von zwei Töchtern und einem Sohn diese vielen Aufgaben erfüllen kann, bleibt mir ein Rätsel. Denn damit nicht genug, auch die Kirche darf auf seine Mitwirkung zählen. Der ökumenisch gesinnte Katholik ist engagiertes Mitglied von „Wir sind Kirche“ und schreibt immer wieder kritische Leserbriefe und Stellungnahmen. Bis vor einigen Jahren war Huber zudem Berichterstatter des Pfarrgemeinderats der Pfarrgemeinde Unserer Lieben Frau Achern, Aushilfsorganist und war Mitbegründer der Ökumenischen Gottesdienste am Acherner Campingplatz.

Die deutsche Sprache ist bei allen Interessen das einigende Band, weil es stets um das geschriebene und gesprochene Wort geht. Klaus Huber wird ein Ende der Pandemie sicher herbeisehnen, um dieses auch wieder persönlich an ein größeres Publikum richten zu können.

Holger Klatte



Klaus Huber ist oft und gern im historischen Kostüm anzutreffen – natürlich mit Schriftenrolle. Foto: Tom Weller

Leserbriefwettbewerb: Auf nach Wien

Der Sieger unseres Leserbriefwettbewerbes ist Erich Lienhart aus Achern. Viele Vereinsfreunde kennen ihn als den Organisator unserer Bundesdelegiertenversammlung 2018 in Offenburg.

Bei den meisten Zeitungen und Zeitschriften zählen Leserbriefe zu den am intensivsten gelesenen Texten überhaupt. Deshalb hat ein anonymer Spender eine Wochenend-Kulturreise für zwei Personen nach Wien für denjenigen oder diejenige ausgelobt, der oder die binnen zwölf Monaten die meisten Leserbriefe zu sprachbezogenen Themen in deutschsprachigen Publikationen unterbringt und dabei insbesondere die Positionen des VDS in die Öffentlichkeit hineinbringt. Das hat Erich

Lienhart insgesamt 18 Mal getan: „Wir Deutsche haben es wieder einmal geschafft, einen Ausdruck zu erfinden, der in der englischen Sprache in dieser Bedeutung kaum vorkommt. Wenn ein Engländer nämlich zu Hause arbeitet, dann betreibt er ‚working from home‘. Dieses Denglisch ist kein Einzelfall. Corona ruft auch in der deutschen Sprache Symptome hervor.

Darf sich über eine Reise nach Wien freuen: **Erich Lienhart**, Leiter der Region Ortenau.

Foto: VDS-Archiv



Denn das Coronavirus ist mit dem Denglisch-Virus eine Symbiose eingegangen. Gerade der denglische Patient, der unter der Vorerkrankung Anglizitis leidet, ist davon besonders betroffen. Da hilft auch keine Maske.“ So schreibt er im Badischen Tagblatt.

Zweiter mit 13 Leserbriefen wurde Roland Grassl aus Bühl: „Durch die Einführung des Genderismus huldigt er [der Duden] einer vermeintlichen Geschlechtergerechtigkeit, die allerdings den Nachteil hat, durch hieroglyphenartige Einschübe zur weiteren Zersäuerung der Sprache beizutragen. Operation geglückt – Patient tot, könnte man sagen“ (Badisches Tagblatt, 6.3.2012). Dritter mit 12 Leserbriefen Dietmar Kinder aus Köln: „Zurück zu den Alten,

die als Hauptrisikogruppe das ja auch alles irgendwie begreifen sollen. Doch die müssen sich nach dem medialen ‚Showdown‘ mit ‚Lockdown‘ und ‚Shutdown‘ inzwischen wie nach einem ‚Knockdown‘ fühlen. Denn deutlicher als mit dieser ständigen sprachlichen Ausgrenzung und Diskriminierung kann man ihnen nicht verdeutlichen, dass sie gesellschaftlich doch schon längst abgeschrieben sind“ (Kölnische Rundschau, 25.5.2020). Die neun nach Erich Lienhart fleißigsten Leserbriefschreiber erhalten wahlweise je ein Exemplar der VDS-Sammelbände „Edelsteine“ oder „Sternstunden“ zugesandt.

Insgesamt gingen 83 Leserbriefe von insgesamt 27 Absendern bei der VDS-Zentrale ein. Die meisten sind in Lokalzeitungen erschienen, aber auch Focus, FAZ, die Zeit oder die Süddeutsche Zeitung kommen vor. SN



Deutsch in Elfenbeinküste

Anfang April 2021 organisierte der VDS-Elfenbeinküste unter der Leitung von Franck Adam Kakou Konin seinen traditionellen Tag der deutschen Sprache der Partnerschulen in Daoukro. Insgesamt waren vier Schulen dabei: Lycée Daoukro, Collège Espoir, Lycée Bongouanou und Collège Aboussouan. Auf dem Program standen Theater, Chorgesang, Sketche, Gedichte, Musik rund um das Thema „Deutsch der Pass für die Zukunft“. Der VDS Elfenbeinküste hat außerdem seine Aktionen und Perspektiven präsentiert und die besten Deutschschüler ausgezeichnet.

Vakante Regionen

Der Verein Deutsche Sprache ist eine Graswurzelbewegung: Er lebt und stirbt mit den vielfältigen Aktionen von Tausenden von Sprachfreunden „vor Ort“. Diese können sich auf der Ebene von Postleitregionen zusammenschließen. Der Leiter/die Leiterin einer Region und möglicherweise weitere Delegierte vertreten die Mitglieder auch auf unserer jährlichen Bundesdelegiertenversammlung.

In den folgenden Regionen Deutschlands wird noch eine Person zur Organisation der Regionalarbeit gesucht:

02, 46, 64, 93, 94

Bei Interesse am besten in der VDS-Geschäftsstelle oder auch direkt bei mir persönlich melden: walterk@statistik.tu-dortmund.de, Telefon 0231-7948520.

Ihr Vereinsvorsitzender
Walter Krämer

Deutsch in Botswana



Das „Deutsche Kulturhaus Gaborone“ in Botswana – eine deutsche Kultur-oase zwischen Harare-Johannesburg-Maun und Windhoek. Hier die Germanistikstudenten am Kulturhaus mit der neuen deutschen Botschafterin Margit Hellwig-Bötte (sitzend in der Mitte).

Foto: Robert Atangana

Sprachnachrichten im Wartezimmer



Überdurchschnittlich viele VDS-Mitglieder sind Ärzte, Anwälte oder in Büros tätig, wo Menschen in Wartezimmern gerne etwas lesen. Wie wär's, wenn Sie dort unsere Sprachnachrichten auslegen? Wer es nicht schafft, die Zeitschrift im Wartezimmer zu Ende zu lesen, darf sie gerne mit nach Hause nehmen oder an Interessierte weitergeben.

Ein **Anruf in der VDS-Geschäftsstelle** (0231-794 8520) genügt, dann schicken wir Ihnen fünf zusätzliche Exemplare.

Neue Aufkleber



Alles neu macht der Mai! Unsere alten Aufkleber machen vorerst Pause – dafür haben wir gleich **drei neue Motive** für Sie gestalten lassen. Diese Aufkleber können Sie ab sofort in der Geschäftsstelle (Postfach 10 4128, 44041 Dortmund) bestellen: Schicken Sie uns einfach einen frankierten Rückumschlag, wir füllen diesen dann auf, soweit das Porto reicht.

Gaborone ist die Hauptstadt von Botswana, dem schönen und elefantenreichsten Land. Botswana grenzt im Südosten und Süden an Südafrika, im Westen und Norden an Namibia und im Nordosten an Sambia und Simbabwe. Die Landschaft ist geprägt von Steppen und der Kalahari-Wüste, aber auch von paradiesischen Landschaften wie dem Okavango-Delta. Botswana wird oft als eines der „Musterländer“ Afrikas bezeichnet, weil es politisch stabil ist und sich wirtschaftlich gut entwickelt.

Merkwürdigerweise ist die Zahl der deutschen Kultureinrichtungen gering. Weder das Goethe-Institut noch andere deutsche Kulturförderer sind in Botswana vertreten. Jedes Jahr

besuchen mehr als 50.000 deutsche Touristen Botswana. Grund genug für Hotelbetreiber, ihren Mitarbeitern Kenntnisse in Deutsch beizubringen.

Der Deutschlehrer und Filmmacher Robert Atangana beschloss im August 2018 das „Deutsche Kulturhaus Gaborone“ (DKG) ins Leben zu rufen. Er hat viele Jahre in Deutschland gelebt und gearbeitet. Mittlerweile ist das Kulturhaus in neue und größere Räumlichkeiten umgezogen. Es gibt eine Bibliothek mit 6.000 Büchern. Erstmals konnten 2021 im DKG Prüfungen des Goethe-Instituts stattfinden.

Das „Deutsche Kulturhaus Gaborone“ ist seit Februar 2021 korporatives Mitglied des VDS.

www.dkg.co.bw

Neues aus der Geschäftsstelle

Umzug nach Kamen geplant

Die Geschäftsstelle wird im Sommer oder Herbst von Dortmund nach Kamen umziehen. Zuvor müssen am neuen Standort einige Umbauten im Inneren eines ehemaligen Zahntechniklabors erledigt werden. Wegen coronabedingter Einschränkungen und der aktuellen Überlastung der benötigten Handwerker bleibt das Datum für den Umzug offen. Mehr dazu in der nächsten Ausgabe der Sprachnachrichten.

Elektroschrott

Es ist leider nur allzu leicht, und allzu be-rechtigt, den mo-dernen Schul-, Kultur- und Wissenschaftsbetrieb mit Kritik zu überziehen. Für Sprachfreunde aus Deutschland ist es da-bei sowohl tröstlich wie bedrückend zu erfahren, dass man auch im gelob-ten Lande Schweiz Anlass zur Sorge um die Sprache, die Bildung und die Wahrung des nationalen Erbes haben muss. Auch dort er-liegt man dem Bologna-Wahn, sogar noch schlimmer als bei uns, oder vermittelt die Schule inklusive der gymnasialen Oberstufe, wie Mario Andreotti in mehreren seiner ins-gesamt 52 hier wieder abgedruckten Zei-tungskolumnen überzeugend darlegt, in-zwischen statt Bildung zunehmend nur noch Kompetenzen, produzierende „reformwütige Politiker“ vor allem generierte Lehrer, und lässt man sich mit Frühfremdsprachen auf einen gewaltigen „schulischen Leerlauf“ ein. Am Ende steht dann die Matura statt wie bei uns in Deutschland das Abitur, aber die deutsche Rechtschreibung wird von vielen Absolventen hier wie dort nicht mehr beherrscht.

Andreotti war selbst Lehrer, dann Lehr-beauftragter für Sprach- und Literaturwis-senschaft an der Universität St. Gallen und Professor an der pädagogischen Hochschule Vorarlberg. Er muss es also wissen. Und er diagnostiziert nicht nur die Mängel, er zeigt auch Wege auf, dem Mangel zu begegnen. Etwa die Rückbesinnung auf die guten al-ten Hausaufgaben: „Hausaufgaben können durchaus Erfolgserlebnisse beinhalten, vo-rausgesetzt, dass sie von den Lehrpersonen sinnvoll ausgewählt werden und nicht in tägliche stundenlange Plackerei ausarten.“ Oder Mut zur Elite statt Gleichmacherei und mehr Augenmaß bei der Digitalisierung von Schule und Universität. Andreottis einschlä-giges Beispiel hat mich überzeugt: Das ist das Sprachlabor. Eingeführt in den Sechzigern als Nonplusultra moderner Unterrichtste-chnologie und heute als riesige Fehlinvestition entlarvt. Vielleicht sieht man in den tausenden von Tonnen elektronischer Schreib- und Lesegeräte, die man heute über Bildungsein-richtungen aller Art ausschüttet, in Zukunft auch nur noch Elektroschrott. *Walter Krämer*

Mario Andreotti: Eine Kultur schafft sich ab.
Beiträge zu Bildung und Sprache. Verlag FormatOst
2019, 120 S., 28 €, ISBN 978-3-03895-013-4.



Unser Deutsch in Stichworten

Wörter-sammlun-gen gibt es auf dem Buchmarkt viele: „schöne Wörter“, „bedrohte Wörter“, „to-tal verrückte Wörter“ und manch andere Zusam-menstellung. Sie haben meist etwas Subjektives und ihre Erklärungen der Stichwörter bleiben arg an der Oberfläche. Die Wörter-sammlung „Unser Deutsch“ des Erlanger Germanisten Horst Haider Munske geht da schon mehr in die Tiefe. Die Liste seiner Wörter entstand als kurze Sprachartikel im Infobrief des Vereins Deutsche Sprache e. V., auf den sich mittler-weile wöchentlich 7.000 Empfänger freuen. Nun ist daraus der zweite Band geworden: „Unser Deutsch II“ mit 75 Artikeln.

Munske setzt keinen Schwerpunkt, wie die oben genannten Sammlungen. Er nimmt sich den deutschen Wortschatz als Ganzes vor. Oft aber mit aktuellen Bezügen, die in Sammelband natürlich nicht mehr gegeben sind. Wenn er die *Sommerfrische* erklärt, steht der ursprüngliche Beitrag im Zusammenhang mit der Urlaubsplanung in Corona-Zeiten. Oder der Artikel zu *Arsch*, den Munske sich in „der lockeren Zeit von Karneval, Fasching oder Fasnet“ erlaubte.

Einen aktuellen Bezug hatte auch *völkisch*, dessen Verfassen für Munske zu einer „wi-derlichen Aufgabe“ wurde, weil er sich seine „nationalistischen und antisemitischen Hin-tergründe“ vergegenwärtigen musste.

Die Struktur der Artikel ist recht einheit-lich: Zunächst erläutert Munske ein Wort in seinem aktuellen Gebrauch, es folgen eine sprachhistorische Herleitung und meist noch Verweise auf Verwandtschaften im Wortfeld.

Da geht es mitunter um komplizierte Sach-verhalte, zum Beispiel wenn der Unterschied zwischen Anfang und Beginn aufgezeigt wird und wie sich losgehen davon abhebt. Aber Munske schafft es, die sprachwissenschaftli-chen Zusammenhänge allgemeinverständlich zu erklären.

Wer gezielt nach semantischen und ety-mologischen Merkmalen einzelner Wörter sucht, denen wird das alphabetische Register eine Hilfe sein. *Holger Klatte*

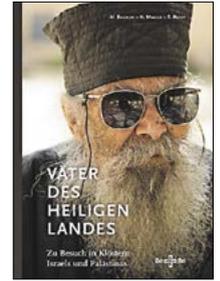
Horst Haider Munske: Unser Deutsch II.
Neue Glossen zum heutigen Wortschatz.
FAU University Press Erlangen-Nürnberg 2020.
184 S. 17,50 €. ISBN 978-3-96147-376-2.



Von Höhlen und Männern zwischen den Religionen

A llein schon das Titelbild des Bu-ches „Väter des Heiligen Landes“ ist beeindruckend. Va-ter Erothios geht auf die Neunzig zu, sein genaues Alter will er nicht verraten. Der lange, graue Bart und die Falten um die Au-gen zeugen von Lebenserfahrung – wobei: Hier, zehn Kilometer östlich von Bethlehem, muss er seine Augen vor dem grellen Sonnen-licht schützen. „Er servierte uns Bonbons“, schmunzelt der Autor Michael Ragsch, der mit dem Buch sein mittlerweile viertes Werk über das Heilige Land verfasst hat. Vater Erothios, Mönch der griechisch-orthodoxen Kirche, lebt seit 42 Jahren im Theodosios-Kloster, dessen erste Anlage hier bereits im 5. Jahr-hundert nach Christus erbaut wurde. Eine Besonderheit des Klosters ist eine Höhle – sie soll vor Jesu Geburt den Sterndeutern, den Heiligen Drei Königen, als Zuflucht und Ver-steck gedient haben, als sie auf dem Rückweg nicht mehr bei König Herodes eingekehrt sind. Kurz zuvor gaben sie ihre Geschenke, so die Bibel, in einer Krippe ab, in der der Messias lag. Heute ist die Höhle der Sterndeuter ver-gittert, aber noch immer kommen Besucher, um einen Hauch von Bibel zu erleben.

Vater Erothios ist nur einer der Protagonis-ten, denen Ragsch viel Platz einräumt, damit sie ihre Geschichte erzählen können – ihre und die der Orte, an denen sie arbeiten und Menschen begleiten. Israel und Palästina sind dabei zwar auf der politischen Landkarte immer noch ein Pulverfass, wer sich aber auf die literarische Reise durch die Klöster, die im Buch vorgestellt werden, begibt, der merkt schnell: An der Basis der Gläubigen und derer, die Gott dienen, herrscht ein achtsamer und respektvoller Frieden. Michael Ragsch hat mit seinem Buch über die Klöster Israels und Pa-lästinas ein eindrucksvolles Werk geschaffen. Während seine anderen drei Bücher Fotos eher zur Unterstützung, als Beiwerk nutzen, sind sie es, die in diesem Buch im Vordergrund ste-hen. Alte Gassen in Jerusalem, Klöster direkt in Wüstenstein gehauen, goldene, prunk-volle Ornamente – die Vielfalt der Klöster ist genauso beachtlich wie die der Geschichten, die in ihnen leben. Die beiden Fotografen Nadir Mauge und Sebastian Reith haben stille, besinnliche, und oft auch seltene Momente eingefangen. Und immer wieder merkt man beim Lesen: Die Mönche und Priester, die hier leben, sind auf dem Boden geblieben – so wie Vater Shimon, Mönch im syrisch-orthodoxen Markuskloster in Jerusalem. Hier soll einst das Haus der Maria gestanden haben, in dem Jesus das letzte Abendmahl mit seinen Jün-gern gefeiert hat. „Vater Shimon ist es gar nicht wichtig, ob das Haus der Maria auch der Ort des Letzten Abendmahls war. Nach vielen Jahren als Mönch in der Heiligen Stadt setzt er andere Prioritäten: „Das Wichtigste sind lebende Steine: wir!““ *Dorota Wilke*



Michael Ragsch, Nadir Mauge, Sebastian Reith. Väter des Heiligen Landes. Be+Be-Verlag Heiligenkreuz.
29,90 €. ISBN 978-3-903602-09-0

Helmut Glück

Das Partizip I im Deutschen und seine Karriere als Sexusmarker

Mit einer Einleitung von Rüdiger Harnisch.
60 S., 8,00 €. ISBN 978-3-942409-93-3

In der Reihe der Schriften der Stiftung Deutsche Sprache ist der mittlerweile vierte Band erschienen: Helmut Glück widmet sich einem Gegenstand der deutschen Grammatik, der in den Debatten über eine Gendersprache eine große Rolle spielt: dem Partizip I.



Sprache als die von uns bewohnte Welt

Der Paderborner Schriftsteller und Sprachphilosoph Achim Elfers stellt in seinem wissenschaftlichen Hauptwerk in zwei Bänden auf über 1200 Seiten unsere Sprache als Grundlage unseres Denkens, als die große Erweiterung des Denkvermögens und als unsere eigentlich von uns bewohnte Welt vor. Das uns umgebende Seiende ist nicht unsere „Welt“, sondern diese ist das je nach Menschenalter erdeutete Seiende um uns her. Elfers folgt in seinem Denken Helmut Gipper („Das Sprachapriori“), Leo Weisgerber („Die inhaltsbezogene Grammatik“) und Wilhelm von Humboldt, die alle an der Aufdeckung des Einflusses der Sprache in das Denken des Menschen arbeiteten.



Der Sprachphilosoph Elfers stellt Sprache nicht primär als „Mittel zum Äußern der Gedanken“ vor (das ist sie höchstens sekundär), sondern als „die Grundlage der Ermöglichung der Gedanken“. Aber der Mensch neigt dazu, die Sprache zwar anzuwenden, sie jedoch als Denkgrundlage in seinem Denken und Sprechen zu überspringen und somit in „verdeckter Sprache“ zu sprechen, ohne sie zu gewahren. So werden Denkvorgaben der Sprache nicht bemerkt, jedoch unfreiwillig befolgt. Zudem werden zumeist unbemerkt unablässig Verfälschungen der Sprache zugefügt und prüflos übernommen, daraufhin eine verfälschte Sprache zur unbeachteten Gewohnheit wird, in der keine Verfälschung bemerkt wird. Aber diese Gewohnheit voller Fehler wird dennoch mit „geprüftem Wissen“ verwechselt.

Neben bemerkenswerten Ansätzen zu einer neuen Sprachdeutung überhaupt bietet Elfers eine systematische Sprachphilosophie (die bedeutend weiter reicht als die Ludwig Wittgensteins), in der er noch Raum für Streifzüge durch die irr verzerrte Umgangssprache findet, durch die Hauptwerke der Philosophie („Kritik der reinen Vernunft“, „Tractatus logico-philosophicus“) und durch die der Poesie. Eine große Arbeit, die den Blick auf und in unsere Sprache vertiefen hilft.

Franz Xaver Neumann

Achim Elfers. Sprache und bewohnte Welt. Sprach- und Existenzphilosophie und Erkenntnistheorie in zwei Bänden, Verlag Ch. Möllmann, Borcheln 2020. ISBN 978-3-89979-325-9 (Erstes Buch); ISBN 978-3-89979-326-0 (Zweites Buch); je 25,00 €

Sprachdämmerung

Ein schönes, ein trauriges Buch, das gleichwohl Mut macht, trotz gelegentlicher Wiederholungen gut und witzig geschrieben. Teilweise auf sehr persönliche Zeugnisse zurückgreifend, stellt es gleichzeitig so etwas wie ein Manifest des übrigens niemals erwähnten VDS dar. Dafür sprächen das Plädoyer für die Rettung der deutschen Sprache, einer deutschen Wissenschaft, der Sprachenvielfalt Europas, die Kampagne für

Deutsch ins Grundgesetz, die Attacke gegen Anglizismen und Genderwahn.

Der Romanist Jürgen Trabant beschreibt den längst eingesetzten Untergang des Deutschen im nächtlichen Schacht des globalisierten Geistes. Im Laufe der Geschichte seien zwar viele Sprachen verschwunden, aber noch nie eine so voll ausgebaute, prestigereiche Kultursprache. Gründe seien die kulturelle Mutlosigkeit, eine uneinsichtige Schul- und Hochschulpolitik, kurz die abhanden gekommene Liebe zur Muttersprache. Die Deutschsprachigen wollen möglichst bald Englisch als Kunstsprache adoptieren. Deutsch sinkt zur Familiensprache hinab, wie Günther Oettinger erträumte. Die Dialekte allenfalls kämen, was allerdings heute kaum in Sicht ist, glimpflich davon. Blieben die eine Weltsprache, der sprachliche Monotheismus und ihre Inquisition, die unser Denken beschatte.

Neben Johann Gottfried Herder und Gottfried Wilhelm Leibniz wird Wilhelm von Humboldt als philosophischer Gewährsmann bemüht, der die Sprache das bildende Organ des Gedanken [sic] nannte. Sie sei Weltansicht, strukturiere die Wirklichkeit und gliedere sie in Portionen des Denkens. Sie generiere Bedeutung (Semantik) und damit menschliches Denken. Ein Wort sei niemals einem anderen in einer anderen Sprache gleich.

Der große Feind sei der heute wieder neotönerische Grundirrtum aus grauer Vorzeit, dass die Sprache bloßes Werkzeug sei, Schall und Zeichen, nur Instrument der Kommunikation und Abklatsch vorher vollzogenen Denkens, wobei das Bezeichnete unabhängig vom Zeichen bestehe. Praktischer wäre es infolgedessen, wenn sich alle desselben Zeichenwerkzeugs bedienen, des Globalesischen. Trotzdem sind hier, bei aller Berechtigung, einige Bedenken zu äußern, so meinen wir, da es auch intelligente, nicht arbiträre Zeichen gibt, die alles Andere als Denkkrücken sind, sondern durchaus Inhalte aus- und weiterdenken. Da wären beispielsweise die numerischen oder die musikalischen Zeichen. Oder eben – die sprachlichen. Nicht das Zeichen, nicht das Zeichenhafte an der Sprache, trifft die Schuld, sondern den Sprachneid, den Zeichenfrust und -schrott des Snob- und Popsprech, der Humboldt so noch nicht



bekannt war. Durch die ganze europäische Geschichte sind Sprachfeinde aufgestanden. Schon der altersgraue Mythos vom Turm zu Babel proklamierte die Sprachenvielfalt zur Strafe Gottes. Platon stempelte die Wörter zu unzulänglichen Abbildungen. Für die englischen Aufklärungsphilosophen Francis Bacon und John Locke waren sie naive Spiegelungen einer verzeichneten Wirklichkeit. Die Französische Revolution betrieb die Eliminierung der alten Minderheitssprachen Frankreichs. Die analytische Philosophie (Gottlob Frege), die kognitive Linguistik (Noam Chomsky) glaubten an vorsprachliche, universelle Denkgesetze. Und Brüssel läuft einem skandalösen utopischen Sprachregime nach.

Unverkennbar deutsch wohl ist, mit Verlaub, Trabants Darstellung der Befangenheit in sprachlichen Dingen als Konsequenz der Nazi-Verbrechen. Lange vor Hitler wurden die großen Friedensverträge auf deutschem Boden, der Westfälische Frieden etwa oder der Wiener Kongress nach einem preußisch-österreichischen Sieg, mitnichten auf Deutsch verhandelt. Umgekehrt erinnere ich mich, wie im Brüssel der 1950er und 1960er Jahre, kurz nach Kriegsende, in jedem vierten Kino deutsche Filme liefen – ein Kino brachte ausschließlich deutsche Filmproduktionen –, darunter zählten die heimatverbundenen zu den geringgesehenen. Im Radio war am laufenden Band Schlagermusik zu hören; im flämischen Fernsehen liefen Derrick, Der Alte und andere deutsche Serien.

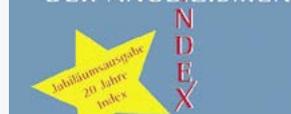
Neumodische mächtige Feinde sind Reklame und, zu guter Letzt, die Wissenschaft. Trabant, der nach der Emeritierung eine Zeit lang an einer englischsprachigen Universität in Deutschland lehrte, bezeugt in der ungewohnten Umgebung einen Inspirations- und Motivationsschwund, außerdem den provinzialistischen Ausschluss von Facharbeiten aus anderen Sprachräumen, die Eliminierung ganzer Wissenschaftskontinente (Lapsus für -kontingente?). Weitere Entgleisungen waren die Halbmündigkeit vieler Studenten und Dozenten wie der wachsende Konflikt zwischen wissenschaftlicher Produktion und Kommunikation.

Ein trauriges, aber auch ein schönes Buch. Leider eins, das nur von Gesinnungsgenossen zur Kenntnis genommen wird?

Roland Duhamel

Jürgen Trabant: Sprachdämmerung – Eine Verteidigung. C. H. Beck München 2020. 29,95 €. ISBN 978-3-406-75015-1.

DER ANGLIZISMEN INDEX



Ausgabe 2021

Herausgeber: Achim Elfers

Verein Deutsche Sprache – Österreich
Sprachkreis Deutsch – Bern
Verein Muttersprache – Wien

IPB Verlag Deutsche Sprache

NEUERSCHEINUNG

Der Anglizismen-Index 2021

Deutsch statt Denglisch

Herausgeber: Achim Elfers

372 Seiten. 16,00 €.

ISBN 978-3-942409-97-1

20 Jahre Anglizismen-Index – eine beeindruckende Erfolgsgeschichte:

So stark der Zuwachs an Anglizismen auch sein mag, es bleibt Verlass auf den Anglizismen-Index, der immer aktuell und zeitgemäß deutsche Alternativen bereithält und dadurch wohl jeden Leser zum Nachdenken anregt, ob es denn wirklich ein Zoomcall sein muss oder nicht vielleicht doch eine Videokonferenz sein darf.

BÜCHER

Reime zum Dessert

Die Leser der Sprachnachrichten kennen Otto Vowinckel als den Schöpfer des VDS-Logos und Autor des Stichwortartikels über Joachim Ringelnatz in unseren Sternstunden der deutschen Sprache. Ich möchte wetten, dass dessen „Hopsende Möpse“ einen guten Teil zur Genesis dieses aktuellen Werkes unseres Düsseldorfer medialen Multitalentes (Otto Vowinckel war zusammen mit Tilman Dieterich auch für die szenische Bebilderung zuständig) beigetragen haben:



*Es saßen mal zwei Papageien
damit sie nicht alleine seien
zusammen friedlich auf der Stange
in Einigkeit, doch nicht sehr lange*

usw. Insgesamt sind es 36 jeweils einem Tier und dessen Verhältnis zum Menschen gewidmete, durch kurze Begleittexte ergänzte Zwanzigzeiler, die perfekt in eine heiter-entspannte Nachmittags-nach-dem-Kaffee-Lesestunde passen: „jagd jeder junge Jaguar/gern große Gemsen, grüne gar“.

Diesen schmalen Grat zwischen Albernheit und Reimerei-auf-Teufel-komm-heraus beschreitet Otto Vowinckel mit Souveränität, so wie es Ringelnatz oder der mehrfach von Vowinckel zitierte Christian Morgenstern und in jüngerer Zeit Heinz Ehrhardt oder Robert Gernhard so schön konnten. In dieser Tradition ist auch das kleine Buch von Otto Vowinckel zu sehen, wenn auch eher in die besinnliche als in die skurrile Richtung hin.

Walter Krämer

Otto Vowinckel: *tiere, die gedichte lieben*. Bestiarium von A bis Z. Edition virgines. Düsseldorf 2020. 150 Seiten, 24 €, ISBN 978-3-948229-4

Auszeit vom Alltag

Mord, Erpressung, Geiselnahme. Die Abgründe des Menschen haben Nikola Hahn jahrzehntelang bei ihrer Arbeit bei der Polizei begleitet. Nikola Hahn war eine der ersten Frauen, die bei der hessischen Bereitschaftspolizei eingestellt wurden. Seit 2017 lehrt sie auch an der Hessischen Hochschule für Polizei und Verwaltung. Da ist es schon fast klar, dass sie in ihrer Freizeit abschalten muss.



Die Lyrik und Belletristik hat Hahn als ein Ventil gefunden, um fernab der Schattenseiten des Daseins Welten zu erschaffen und sich und anderen das Leben in seinen vielen Facetten zu zeigen. Mit „Meer für die Füße! Lyrische Lästereien“ hat sie ein Werk geschaffen, das bis auf einen Teil (!) des Anhangs komplett ohne Prosa auskommt. Vorwort, Dank – all das hat sie in Versform gepackt. Dabei folgt sie keinem Schema: Einige ihrer Gedichte sind lang, gehen über mehrere Strophen, haben unterschiedliche Versmaße; andere wiederum sind keck und erinnern an Heinz Erhard:

*Kack-Ei
Die Henne zeigt durch Gackern an,
wenn ihr ein Ei gelungen.
So ähnlich machen's Dichter dann,
wenn sie ein Lied gesungen.*

Mit sich selbst und der Welt humoristisch ins Gericht zu gehen gelingt Nikola Hahn vorzüglich. Als Lästerei betitelt ist das Wort jedoch nicht bierernst zu verstehen.

Hahn ist nicht gehässig oder gemein, wenn sie über ihre Mitmenschen, Kollegen oder die Welt im Allgemeinen schreibt. Das Lästern, das Sprechen hinter vorgehaltener Hand, ist hier nicht wörtlich gemeint, vielmehr geht es darum, den Finger in die Wunde zu legen, das aber mit einem verschmitzten Augenzwinkern.

Dorota Wilke

Nikola Hahn: *Meer für die Füße! Lyrische Lästereien*. Thoni Verlag. ISBN 978-3-944177-63-2. 29,90 €.

Menschheitsretter zurechtgestutzt

Dieses höchst lezenswerte Buch hat mich an den Weltbestseller „Der nackte Affe“ von Desmond Morris erinnert: Ein Zoologe von einem anderen Stern inspiziert die Spezies Homo sapiens, so wie die Spezies Homo sapiens Kaninchen, Frösche oder Affen inspiziert. Welche Verhaltensmuster haben sich als nützlich oder gar zentral für das Überleben der Spezies herausgemeldet? Wie sieht die typische Prozedur betreffend Partnerwahl und Fortpflanzung sowie der sonstigen Organisation des Miteinanders aus? Das ist dann „normal“. Und zwar normal durchaus im Sinne von gut. Sonst wäre die Spezies ja nicht mehr da.

Nun ist noch niemals ein Kaninchen mit einer von Kaninchen gebauten Rakete zum Mond geflogen. Das wäre dann nicht normal. Aber diese großen Menschheitsleistungen waren eben nur auf einer verlässlichen Basis des Normalen möglich. Deshalb ist es höchste Zeit, dass nicht nur den Ausreißern, wie das in der Statistik heißt, sondern auch dem und den Normalen einmal ein großes Lobeslied gesungen wird. Oder wie Coran Stephan, Hans Magnus Enzensberger zitierend, schreibt: „Sofern die Gattung fähig ist zu überleben, wird sie ihre Fortdauer vermutlich nicht irgendwelchen Außenseitern verdanken, sondern ganz gewöhnlichen Leuten.“

Nicht normal sind für Cora Stephan etwa die verkrampften Versuche einer totalitären Genderlobby, den modernen Menschen ihre Sprache vorzuschreiben: „Die Genderista und die politisch korrekten Aktivisten sorgen nicht für Respekt, sondern für das Gegenteil, wenn sie mit sektiererischer Strenge meinen, den widerspenstigen Normalos Saubersprech einbleuen zu müssen (S. 40).“

Weitere Kapitel haben ganz generell das Verhältnis Männer-Frauen, Umgang mit Minderheiten, Migration und Heimat oder Wahrheit und Wissenschaft zum Gegenstand, immer gut zu lesen (wie es sich für eine Ex-Spiegel-Journalistin auch gehört), immer mit viel Sympathie für die Menschen, die in unserem Land die Steuern zahlen und die Arbeit

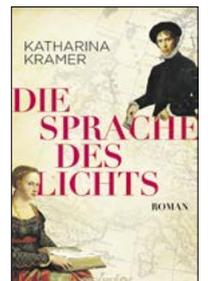
machen. Sehr beeindruckt hat mich auch die enorme Belesenheit der Autorin, die in diesem Buch zwar eindeutig als Anwalt auftritt, aber wie jeder gute Anwalt alle Argumente, auch die der Gegenseite, abwägt und durch Quellenangaben belegt. Ganz klar eines der besten Sachbücher der Saison.

Walter Krämer

Cora Stephan: *Lob des Normalen*. FinanzBuch Verlag. München 2021, 238 Seiten, 16,99 €, ISBN 978-3-95972-400-5

Wer sucht, der findet

KLänge sind für ihn Farben, Akzente wirft er sich über wie Kleidung – Jacob Greve ist der Inbegriff eines Polyglotten. Er spricht über ein Dutzend Sprachen, zuckt bei grammatischen Fehlbildungen zusammen und hat sprachliche Strukturen im Nullkommanichts entschlüsselt. Der Roman „Die Sprache des Lichts“ erzählt seine Geschichte, verzweigt mit anderen Charakteren, die alle dasselbe Ziel verfolgen: die Sprache Gottes zu finden, denn in ihr soll Schöpfungsgabe liegen. Die Magie dieser verborgenen Sprache treibt die verschiedenen Persönlichkeiten zusammen, zieht sie allesamt in dieselbe Richtung, sodass sich die multiplen Erzählstränge des Buches erst einander annähern und letztlich miteinander verschmelzen.



Jacobs Begeisterung für Sprachen führt ihn auf eine abenteuerliche Fährte, mitten in den Religionsstreit des 16. Jahrhunderts. Zwischen Katholizismus und Protestantismus hin- und hergeworfen, versucht er, sich seinen eigenen Weg zu bahnen. Sein Sprachtalent öffnet ihm Türen, lässt ihn aber auch immer wieder ins offene Messer laufen. Er übersetzt, entschlüsselt und erfindet, muss jedoch letzten Endes auch die Erfahrung von Sprachlosigkeit machen, von Hilflosigkeit und Verzweiflung, sich nicht ausdrücken zu können.

Das Thema Sprache zieht sich durch das gesamte Buch hindurch. Dabei wird nicht nur gesprochene Sprache thematisiert, sondern auch Pfeif- und Gebärdensprache. Die Welt, in der sich die Charaktere bewegen, ist durch Religionskriege gespalten, und Sprache agiert hier als zweischneidiges Schwert: Einerseits befeuert sie den Streit, andererseits verbündet sie und schafft Klarheit. Eine Erkenntnis, die sich auf die heutige Zeit übertragen lässt. Sprache ist ein Mittel, das gekonnt benutzt sein will. Sie kann spalten oder schlichten, dies muss auch Jacob im Laufe der Geschichte erst lernen.

Katharina Kramer hat Englisch, Französisch, Journalistik und Pädagogik studiert. Sie hat als Übersetzerin und als Gymnasiallehrerin gearbeitet, aber auch als Journalistin mit den Schwerpunkten Wissenschaft und Kulturgeschichte. Die Sprache des Lichts ist ihr erster Roman. Alina Letzel

Katharina Kramer: *Die Sprache des Lichts*, Droemer Verlag 2021. ISBN 978-3-426-28241-0. 22,00 €

Eine echte Erfolgsgeschichte nimmt ihren Lauf!

20 Jahre Anglizismen-Index

Das aus der Anglizismenliste ein großer Erfolgstitel entstehen würde, hätte im Jahre 2001 kaum einer zu träumen gewagt. Auf einer Sitzung des VDS-Vorstands entstand unter der Führung von Gerhard H.



Inzwischen hat sich der Anglizismen-Index bei vielen als Nachschlagewerk etabliert, die bewusst nach einer deutschen Entsprechung für ein englisches Fremdwort suchen. Der Index ermöglichte die Nutzung englischer Begriffe

Junker die Idee, die in die deutsche Allgemeinsprache „eingewanderten“ Anglizismen in einer Liste zu sammeln und ihnen mindestens eine deutsche Entsprechung gegenüberzustellen.

Enthielt die erste Ausgabe rund 4500 Anglizismen, versammelt der Anglizismen-Index über 8000 Begriffe mit ihren Bedeutungen und erscheint in diesem Jubiläumsjahr bereits zum 20. Mal. Herausgeber und treibende Kraft war über lange Jahre Gerhard Junker. Nach seinem Tod wechselte die Herausbergerschaft, seit 2019 zeichnet nun Achim Elfers verantwortlich.

Insbesondere im letzten Jahr haben sich durch die Corona-Krise zahlreiche neue Anglizismen in unserer Alltagssprache eingefunden – man denke nur an „Lockdown“ oder „Click and collect“, die unsere Sprache wohl noch einige Jahre prägen und beeinflussen werden.

nicht verbieten, er möchte vielmehr auf einen bewussteren Umgang mit dem Kulturgut deutsche Sprache aufmerksam machen. Dieses Ziel setzt sich der Herausgeber auch in seiner neuesten Auflage, die nicht nur den moralischen Zeigefinger hebt, sondern auch durch Humor und ein großes Maß an Kreativität zu überzeugen vermag.

So stark der Zuwachs an Anglizismen auch sein mag, es bleibt Verlass auf den Anglizismen-Index, der immer aktuell und zeitgemäß deutsche Alternativen bereithält und dadurch wohl jeden Leser zum Nachdenken anregt, ob es denn wirklich ein „Zoomcall“ sein muss oder nicht vielleicht doch eine Videokonferenz sein darf. *Anna Kehrt*

Achim Elfers (Hrsg.):
Der Anglizismen-Index. Deutsch statt Denglisch. Ausgabe 2021.
372 S. ISBN 978-3-949233-01-2. 16,00 €

Laut gelacht und Träne im Auge

Geschichten, die das Leben schrieb“ lautet der Untertitel von Bernd Schambergers neuestem Buch. Und ebensolchen Lebensgeschichten widmet sich der Autor in 15 kurzweiligen, humorigen Anekdoten.



zahlreiche unerwartete Wendungen darf man gespannt sein. So wechseln sich auch beim Leser Schmunzeln mit ernsthafter Reflexion, lautes Lachen vielleicht mit der ein oder anderen Träne im Auge ab. Gefühle, die das Leben

Ob der Stadtbummel mit seiner Frau, die melancholischen Gedanken beim Ausfüllen eines neuen Jahreskalenders oder seine zahlreichen Reisen durch die ganze Welt – all diese, oft als vermeintliche Nebensächlichkeiten empfundenen Momente eines ereignisreichen Lebens verpackt Schamberger in Kurzgeschichten, gespickt mit einem ganz besonderen Blick für Details und Authentizität.

Vielfach geht Schamberger in seinen Geschichten jedoch auch über das Ironisch-Lustige hinaus, übt sich kritisch an aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahre. Auch auf

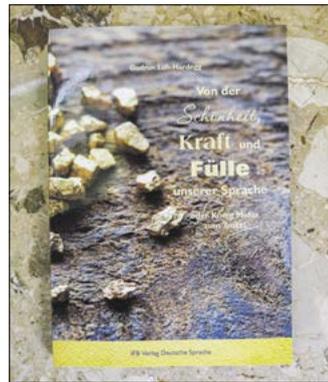
schreibt. Dass man auf der letzten Seite des Buches dennoch nicht mit einem Kloß im Halse zurückbleibt, liegt an der wundervollen, ganz eigenen humorigen Schreibweise des Autors.

Ein wahrliches Vergnügen ist neben den Geschichten auch die stimmungsvolle Umschlaggestaltung „Bis zum Horizont“, im Original mundgemalt von Josef Habeler. *Katharina Brinker*

Bernd Schamberger:
... und niemand weiß warum.
Geschichten, die das Leben schrieb.
Literareon im Herbert Utz Verlag.
München 2018. 138 S.,
12,80 €. ISBN 978-3-8316-2085-2.

IFB VERLAG
Deutsche Sprache GmbH

Die Vielfalt und Schönheit der deutschen Sprache



Gudrun Luh-Hardegg

Von der Schönheit, Kraft und Fülle unserer Sprache

oder König Midas zum Trotz!

Luh-Hardegg schreibt nicht nur über die deutsche Sprache, sie beherrscht sie auch auf eine ganz anrührende Art und Weise!

240 Seiten. 13,90 Euro.
ISBN 978-3-942409-82-7



Wolfgang Häring

Woisch no – oder hasch des au scho vrgessa?

Erinnerungen an die 50er Jahre und eine Liebeserklärung an das Schwäbische

160 Seiten. 12,00 Euro.
ISBN 978-3-942409-80-3



Josef Hermann Roth

Aasgeier bis Zwiebfisch

Ein Gänsemarsch mehrdeutiger Tiernamen

Tierisches von A bis Z, doppel- und mehrdeutig, ein lehrreiches Lesevergnügen!

124 Seiten. 9,90 Euro.
ISBN 978-3-942409-79-7



Hermann Josef Roth

Wortartistik – Wortakrobatik – Wortinszenierungen

Dieses Buch befasst sich mit dem spielerischen Gebrauch origineller Wörter.

124 Seiten. 13,50 Euro.
ISBN 978-3-942409-99-5

IFB VERLAG DEUTSCHE SPRACHE

Schulze-Delitzsch-Straße 40, 33100 Paderborn

info@ifb-verlag.de; Telefon 0 52 51 - 31 06 02



Rätsel der schönen Pflanzennamen

Viele Pflanzen tragen neben ihrer wissenschaftlichen Bezeichnung einen besonders schönen oder besonders merkwürdigen deutschen Namen. Wie die hier gesuchten.

Tragen Sie die Lösungen in die entsprechenden Kästchen ein. Bitte verwenden Sie Umlaute und ß wie normale Buchstaben.

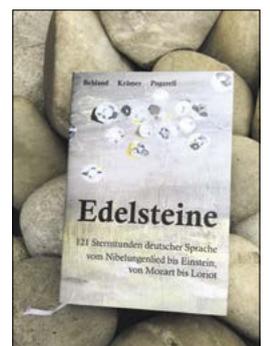
1. Der wissenschaftliche Name heißt Galanthus, was mit dem deutschen Namen echt nicht mithalten kann. Dieser beschreibt ein kleines Mahn- und Warninstrument innerhalb einer winterlichen Wettererscheinung. 2. Gibt es schon seit 1981 als Kinderfernsehsendung. Früher mit Peter Lustig. Überirdisch 10 bis 30 Zentimeter lang, unterirdisch aber locker einen Meter. Das begründet seine vitale Hartnäckigkeit, die neben einer Blätterauffälligkeit den kämpferischen Namen erklären könnte. 3. 2010 wurde sie zur Giftpflanze des Jahres gewählt. Na ja, es gibt ja auch den Anglizismus des Jahres. Der Name legt nahe, dass diese Pflanze nie an der bunten Zeit des Jahres teilnehmen muss. 4. Merkwürdigerweise nahm noch kein Waschmittelhersteller diesen Namen in sein Programm auf. Ansonsten hat dieser Pflanzennamen große Karriere gemacht. Es gibt ihn als Bier, Piraten, Film, Rebsorte und Käse. Auch ein Wolkenkratzer in Moskau heißt so. Das mit den Waschmittel wird noch kommen, das ist zwingend. 5. Das Volk glaubt gemeinhin, die Maggiwürze bestünde aus dieser Pflanze, was aber nur auf eine Geschmacksähnlichkeit zurückzuführen ist. Maggi ist ein reines Artefakt. Die gesuchte Pflanze erinnert aber an einen kleinen Stab, der etwas mit einem innigen Gefühl zu tun hat. 6. Eine große deutsche Behörde, die unter anderem für den Versand von Briefen und Postkarten zuständig war, führte 1962 ein einheitliches Postleitzahlensystem in der Altbundesrepublik ein. Die Anschriften sollten von den Absendern mit einer bestimmten Zahl gekennzeichnet werden. Dummerweise schätzen dies die Versender nicht so sehr, sie wollten ihre Briefe und Postkarten lieber weiterhin nach Paderborn/Westfalen oder Mülheim/Ruhr schicken. Um ihnen das neue Kennzeichnungssystem nahezubringen, begann die Behörde eine Riesenkampagne, in der die gesuchte Pflanze die hervorragende Rolle spielte. Diese Kampagne wurde kurze Zeit später Mittelpunkt einer großen Fernsehsendung mit Peter Frankenfeld. Auch hier stand die Pflanze im Vordergrund. 7. Zu besonderen irdischen Ereignissen auf der Erde gibt es in aller Regel irgendwelche himmlischen Erscheinungen. Zu einem ganz besonderen Ereignis gibt es jedes Jahr auch eine besondere Pflanze, die irgendwie Himmel und Erde verbindet. 8. Tannenbaum? Schwur der bunten Frau Claudia Roth? Probleme mit Vermoosung? Unbelehrbarer Schnabel? Ampelanzeige, die bei einer bestimmten Fahrweise zu erreichen ist? Mehr oder weniger alles zutreffend. 9. Der erste Teil des Wortes hatte einen zweiten Teil des Wortes. Früher im Mittelalter. Als Pflanze gehört das Ganze zur Gattung der Hahnenfußgewächse. 10. Giftig. Damit können Seraphim, Cherubim und Thronoi mächtig Lärm machen. Kyriotetes, Dynamis und Exusiai auch. Ebenso Archai, Archangeloi und Angeloi. 11. Der Schreck aller Frösche sollte man meinen. Allerdings ist der Name beim Blick auf die blühende Pflanze unverständlich. Immerhin sieht die Frucht so aus wie die Pflanze heißt. Ein bisschen jedenfalls. 12. Seltne Blum der Suchbegriff, wo bist du zu finden? Nicht auf steilen Bergeshöhen, nicht in Tales Gründen. Sieh, da kam ein blasses Weib den Berg heraufgegangen. Weiß wie Schnee war ihr Gesicht, Tränen auf den Wangen. Blasses Weib, was suchest du hier in des Tales Gründen?

1									Ö										
2						Z													
3											L								
4									ß										
5				B															
6												N							
7											S								
8									Ü										
9			T																
10									T										
11													B						
12		Ä																	
13									R										
14												G							
15									D										
16		E																	
17												U							
18																		H	
19										R									
20																	Ü		

In nicht wenigen Lösungswörtern befindet sich ein I wie IFB Verlag Deutsche Sprache. *Wie oft kommt der Buchstabe I insgesamt in allen Lösungswörtern vor?* Diese Zahl ist das Lösungswort! Viel Freude bei diesem Rätsel! Schicken Sie uns *bis zum 31. Mai 2021* das Lösungswort mit Ihrer vollständigen Anschrift per E-Post oder Postkarte an:

IFB Verlag Deutsche Sprache
Schulze-Delitzsch-Straße 40, 33100 Paderborn
info@ifb-verlag.de

Zu gewinnen gibt es dieses Mal unser Erfolgsbuch: Edelsteine. 121 Sternstunden deutscher Sprache vom Nibelungenlied bis Einstein, von Mozart bis Loriot (3. Auflage. 653 Seiten, Leinen gebunden).



Such die Blume Suchbegriff, kann sie nirgends finden. So heißt die Blume. 13. Lacherbse? Grinsbohne? Nein: ... 14. Sinnesorgan eines entmanneten Bullen. 15. Ist mit drei Bären vielen Kindern, die Videos gucken dürfen, bekannt. Gibt es auch als Nudelsuppe. Ebenfalls als Strauch, in dem Fall auch unter dem profanen Namen Forsythie angepflanzt. 16. Wohlerzogene Hunde können das. 17. War früher, als man das noch tat, beim Sockenstopfen unverzichtbar. War aus Metall und musste im Nähkörbchen gesucht werden. Aber

hier ist natürlich eine Pflanze gemeint. 18. In der Schweiz heißt diese Pflanze auch Süüfferli, also etwa Säufferlein, was wohl darauf zurückzuführen ist, dass sie viel Wasser braucht. Ansonsten deutet ihr Name eindeutig auf eine deutsche Tugend und auf den Vornamen einer jungen, aber nicht herausragenden Frau Müller. 19. Keine Platinbirne. Kein Goldlicht. Aber auch keine Bronzelampe. Schon gar keine Blechleuchte. Irgendwie dazwischen. 20. Den hat Petrus – soweit es sich nicht um die hier gesuchte Primel handelt – in der Hand.

ZWISCHENRUF

Der Krimi – mein literarisches Fragezeichen

Von Kurt Gawlitta

Halten wir uns vor Augen, was im Abendprogramm des Fernsehens täglich über den Bildschirm flimmert, so ist der Kriminalfilm, stets nur noch Krimi genannt, uneinholbarer Sieger. Dies gilt für die privaten Sender wie auch für die Öffentlich-Rechtlichen. In § 11 des Rundfunkstaatsvertrages heißt es für die gebührenpflichtigen Öffentlichen, „Ihre Angebote haben der Bildung, Information, Beratung und Unterhaltung zu dienen. Sie haben Beiträge insbesondere zur Kultur anzubieten“. Die Anhänger der Krimisparte äußern ganz überwiegend die Ansicht, sie fühlten sich durch einen Krimi vorm Zubettgehen großartig unterhalten und herrlich entspannt. Behutsame Fragen, ob die Nachtruhe denn durch die unvermeidlichen Mordgeschichten nicht beeinträchtigt werde, lösen Reaktionen aus, wie sie gegenüber Insassen geschlossener Abteilungen der Psychiatrie zu beobachten wären.

Um Bildung handelt sich jedenfalls bei diesen Sendungen nicht. Manchmal allerdings gibt es unfreiwillige und in die Irre gehende Bildung! So glauben z.B. die meisten Zuschauer, der Strafprozess

laufe bei uns wie in den USA ab, also mit Kreuzverhör.

Wenn es denn nur um Unterhaltung geht, wie kann dafür so gut wie immer der Tod eines Menschen als Ausgangspunkt dienen? Haben wir nicht gerade während der Pandemie in aller Härte gelernt, welch hohen Wert das menschliche Leben darstellt? Fürchten wir nicht selbst kaum etwas mehr als den eigenen Tod oder den unserer Angehörigen und Freunde? Im Krimi geht es jedoch – anders als etwa in der klassischen Tragödie oder im Roman – nicht um das schlimme Schicksal eines Verbrechensopfers, sondern eigentlich nur um einen notwendigen Startschuss, um Spannung zu stiften, damit der Kommissar seine Arbeit aufnehmen kann.

Der Tod ist Katalysator des Amüsemments. Das Opfer wird zudem ein zweites Mal geopfert, zuerst vom Täter und dann noch einmal vom Drehbuchautor, weil der Krimi mit einem anderen Delikt nicht so gut „läuft“. Es muss ein Mord oder Totschlag her! Im Grunde also ein zynischer, menschenverachtender Ansatz als allgemein geschätzte Grundlage unseres Abendprogramms. Wer sich diese seelische Abgebrühtheit nicht zu Eigen machen will, ich

erlebe es ständig, wird als Spaßbremse einfach „totgelacht“.

Ich will nicht verkennen, dass die Auseinandersetzung mit dem Verbrechen, insbesondere mit dem Motiv des Täters, durchaus Anlass für anspruchsvolle Literatur sein kann. Wikipedia nennt als Beispiele Dostojewskis Roman Schuld und Sühne, Wilhelm Raabes Stopfkuchen sowie die Autoren Theodor Fontane und Friedrich Dürrenmatt. Die Massenware im Deutschen Fernsehen mit immer neuen Kommissaren, gern auch im Doppelpack oder in weiblicher Variante, entspricht solchen Maßstäben selten und soll dies wohl überwiegend auch nicht. Was mag es nur sein, das unser Fernsehpublikum allabendlich in eine Art flimmernden Blutausch treibt? Mitmenschen, die einen gerade verstorbenen Angehörigen nicht eine Stunde länger als nötig bei sich zu Hause haben wollen, begleiten im Film den Kommissar ohne Scheu in Leichenhäuser und betrachten Obduktionen längst als alltägliche Dienstleistungen. Der Nachtschlaf wird nach dem Schreckensszenarium im Krimi – vgl. den alten Schlager von Bill Ramsey: Ohne Krimi geht die Mimi nie ins Bett – bei kaum einem Zuschauer durch Alpträume erschüttert.

Die Psychologen halten zwei Denkmodelle bereit, um die Faszination von Menschen gegenüber

Verbrechen und Brutalität zu deuten. Sie sprechen zum einen von gefährlichem Imitationslernen und andererseits vom Katharsis-Modell, also der seelischen Reinigung durch Distanzierung gegenüber unerwünschtem Verhalten. Eine dritte, leicht verharmlosende Erklärung für die eigenartige Vorliebe unserer zahlreichen Amateurdetektive spricht vom wohligen Schauer und Bedürfnis nach Grusel im allzu gleichförmigen Einerlei des eigenen Lebens. Das furchtbare Geschehen löst demnach, folgt man dem letzten Ansatz, nicht die leiseste emotionale Identifikation mit dem Opfer aus, sondern eine ganz oberflächliche Reaktion, vergleichbar einer Fahrt mit der Geisterbahn. Das Wesentliche, höre ich immer wieder bei Streitgesprächen zum Thema, sei eben die Spannung und das fiebrhafte Miträtseln bei der Ermittlung des Täters.

Ich wüsste nicht, wie ich meiner kleinen Enkeltochter in ein paar Jahren erklären soll, ein Mord sei zwar etwas Verabscheuungswürdiges, man könne sich aber vor dem Bildschirm glänzend dabei amüsieren, Abend für Abend und in immer neuen Varianten! Helfen Sie mir: Für mich bedeutet dies eine Werte- oder Geschmacksverirrung, eine seelische Dauerspaltung, jedenfalls ein literarisches Fragezeichen unserer Alltagskultur sondergleichen.

Die Rubrik ZWISCHENRUF gibt VDS-Mitgliedern Raum für Meinungen und Kommentare zum aktuellen Vereins- und Sprachgeschehen, die sich nicht unmittelbar auf Artikel in den Sprachnachrichten beziehen und deshalb für die Sparte Leserbriefe ungeeignet, aber dennoch von Interesse sind. Über die Aufnahme entscheidet die SN-Redaktion. Sie behält sich auch vor, Texte zu kürzen. Ein Zwischenruf sollte nicht länger als 2.000 Zeichen sein.

Lösung und Gewinner

Beim „Rätsel der Lieder“ fragten wir nach einer besonders in Nordamerika gebräuchlichen Bezeichnung für einen Viehhirten. Das Gesamtlösungswort lautet: COWBOY. Hier kommen die einzelnen **Lösungswörter**: 1. Jungfernkranz, 2. Über den Wolken, 3. In einem kühlen Grunde, 4. Udo Lindenberg, 5. Ein bisschen Frieden, 6. Ännchen von Tharau, 7. 99 Luftballons, 8. Ich hatt einen Kameraden, 9. Weiße Rosen aus Athen, 10. Griechischer Wein, 11. Walküre, 12. Ein ehrenwertes Haus, 13. Wahnsinn, 14. Der Mai ist gekommen, 15. Der Mond ist aufgegangen, 16. Wenn alle Brunnlein fließen, 17. Kein schöner Land, 18. Ich will 'nen Cowboy als Mann, 19. Muttersprache.

Das sind die **Gewinner** des Rätsels aus der Nummer 89: Ute Kohlhoff (Berlin), Rolf Kuchenmeister (Hürth), Helma Leidag (Kassel), Heinz Bergmann (Tiefenbach), Christa Thorwarth (Dreieich), Dr. Erich Mayser (Heilbronn), Kirsten Reber (Dortmund), Danil Leon Harms (Lüneburg), Ingo Hellmerichs (Niederkassel) und Sigrun Hass (Norderstedt). Herzlichen Glückwunsch!

Gendern – ein präsentenes Thema

In der Schriftenreihe der Stiftung Deutsche Sprache sind mittlerweile zwei Bände zum Gender-Thema im IFB Verlag Deutsche Sprache erschienen:



Jessica Ammer (Hrsg.): **Die deutsche Sprache und ihre Geschlechter. Eine Dokumentation**
60 Seiten, 8,00 € ISBN 978-3-942409-92-6



Helmut Glück: **Das Partizip I im Deutschen und seine Karriere als Sexusmarker**
60 Seiten, 8,00 € ISBN 978-3-942409-93-3



PERLEN DES LOKALJOURNALISMUS



Tierisch 1

Wer kennt es nicht: Da sitzt man im Cabrio und ZACK! ... gibt es einen fiesen Unfall mit einem grünen Drachen.

Zahl der Wildunfälle drastisch gestiegen

Schau des Rassekaninchenzuchtvereins F131 gut besucht



Tierisch 2

Suchbild. Wer ist hier der Hase?

Hannover soll wild werden, zumindest an einigen Orten. Zottelige Rindviecher grasen in der Großstadt, in Linden und Mittelfeld entstehen artenreiche Naturflächen, am Kinderwald und in der Eilenriede sowieso. Der Bund fördert Projekte, mit denen Naturräume in der Großstadt entstehen.

Tierisch 3

Hannover. Wo die Kühe Vor- und Nachnamen haben.



Aus: Ralf Heinemann/ Jörg Homering-Elsner: Zentralfriedhof wie ausgestorben (Perlen des Lokaljournalismus, Band 2), Heyne-Verlag 2018.

SPRACHBILDER



Richtig gendern im Alltag

© Uwe Krumbiegel

IMPRESSUM

Die nächste Ausgabe erscheint im August 2021; Redaktionsschluss: 16. Juli 2021

Herausgeber: Verein Deutsche Sprache e. V. (VDS)
 Postfach 10 4128, 44041 Dortmund
 Telefon 0231 7948-520, Fax 0231 7948-521
<https://www.vds-ev.de/sprachnachrichten>
 Leserbriefe an <leserpost@vds-ev.de>
 Andere Nachrichten an <info@vds-ev.de>
 IBAN: DE 72 4416 0014 2481 6266 00;
 BIC: GENODEM1DOR
 Druck: Lensing Druck GmbH & Co. KG, Dortmund
 Auflage: 30.000 Exemplare

Redaktion dieser Ausgabe: Prof. Dr. Walter Krämer (V. i. S. d. P.), Dorota Wilke, Dr. Holger Klatte (CvD), Dr. Gerd Schrammen, Oliver Baer
 Die Personenbezeichnungen gelten für jedes Geschlecht, sogar für die Männer. Namentlich gekennzeichnete Artikel können die Meinung der Redaktion wiedergeben. Oder auch nicht.
 Gesamtprojektleitung: Walter Krämer
 Gestaltung/Satz: Jens Luniak; <post@luniak.net>

Die Sprachnachrichten gibt es auch an Kiosken und Bahnhofsbuchhandlungen.

Die Redaktion kann keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilddateien übernehmen. Bitte schicken Sie uns nur Berichte von überregionalem Interesse und bitte in digitaler Form. Wir behalten uns vor, Texte redaktionell zu bearbeiten, vor allem zu kürzen.

ISSN 1868-8748